Zeitschrift: Jahresbericht : Dokumentationen und Funde / Archäologie Baselland
Herausgeber: Archäologie Baselland
Band: - (2020)

Artikel: Auswertung und Vermittlung
Autor: Fischer, Andreas / Marti, Reto / Martinez, Tretola
DOI: https://doi.org/10.5169/seals-1002238

Nutzungsbedingungen
Die ETH-Bibliothek ist die Anbieterin der digitalisierten Zeitschriften auf E-Periodica. Sie besitzt keine Urheberrechte an den Zeitschriften und ist nicht verantwortlich für deren Inhalte. Die Rechte liegen in der Regel bei den Herausgebern beziehungsweise den externen Rechteinhabern. Das Veröffentlichen von Bildern in Print- und Online-Publikationen sowie auf Social Media-Kanälen oder Webseiten ist nur mit vorheriger Genehmigung der Rechteinhaber erlaubt. Mehr erfahren

Conditions d'utilisation
L'ETH Library est le fournisseur des revues numérisées. Elle ne détient aucun droit d'auteur sur les revues et n'est pas responsable de leur contenu. En règle générale, les droits sont détenus par les éditeurs ou les détenteurs de droits externes. La reproduction d'images dans des publications imprimées ou en ligne ainsi que sur des canaux de médias sociaux ou des sites web n'est autorisée qu'avec l'accord préalable des détenteurs des droits. En savoir plus

Terms of use
The ETH Library is the provider of the digitised journals. It does not own any copyrights to the journals and is not responsible for their content. The rights usually lie with the publishers or the external rights holders. Publishing images in print and online publications, as well as on social media channels or websites, is only permitted with the prior consent of the rights holders. Find out more

Download PDF: 02.07.2025

ETH-Bibliothek Zürich, E-Periodica, https://www.e-periodica.ch

MONDHÖRNER
RÄTSELHAFTE KULTOBJEKTE
DER BRONZEZEIT

Auswertung und Vermittlung

Im Jahresbericht 2019 war an dieser Stelle noch von ‹Normalität› die Rede. Dieser Zustand fand im März 2020 ein abruptes Ende. Besonders im Bereich Vermittlung stellte die Covid-Pandemie so ziemlich alles auf den Kopf und verlangte viel Flexibilität und Kreativität: Veranstaltungen mussten den jeweils geltenden Regeln angepasst, verschoben oder in anderer Form abgehalten werden. Doch häufig blieb auch uns nichts anderes übrig, als ein Angebot abzusagen, was sich deutlich in der Statistik niederschlägt: Bloss 16 Anlässe sind darin aufgeführt (2019: 44) mit total rund 500 Besuchenden (2019: 1900).

Dies bildet jedoch nur einen Teil der Wirklichkeit ab. Nicht enthalten sind bekanntlich die individuellen Besuche der archäologischen Stätten, beispielsweise der zahlreichen Burgen im Kanton. In diesem Bereich kam mit den Hörstationen auf der Ruine Pfeffingen ein attraktives Angebot hinzu. Auch das Publikum der Ausstellung zu den Mondhörner im Museum.BL, die glücklicherweise fast wie geplant gezeigt werden konnte, ist in diesen Zahlen nicht enthalten.

Und dann ist da noch der virtuelle Raum: Home-Office und Terminabsagen führten zu mehr Zeit für den Ausbau unserer Webseite. Und dies wurde auch vom Publikum bemerkt, wie eine andere Statistik eindrücklich belegt: Die Zahl der Nutzerinnen und Nutzer stieg von rund 8000 (2019) auf 14 000 (2020). Dies spornt uns an, auch zukünftig immer wieder aktuelle Entdeckungen und Ergebnisse auf diesem Kanal zu publizieren. Daher: Schauen Sie regelmässig auf www.archaeologie.bl.ch vorbei! Es lohnt sich.

Andreas Fischer

Artefakt des Jahres 2020: Die Schutzmaske. Hier vorbildlich getragen von Landratspräsident Heinz Lerf und Kantonsarchäologe Reto Marti anlässlich der Mondhorn-Vernissage im August.

Muttenz, Stegacker, Grabung 1946. Von der jungsteinzeitlichen Grabanlage ist nur noch ein Trümmerhaufen von plattigen Steinen übrig. Sie sind wohl der zurückgelassene Rest einer Aktion aus der Römerzeit oder einer jüngeren Epoche, die den grossen Steinplatten galt, die man für die Weiterverwendung vor Ort zerlegte.

Wiederentdeckt: ein jungsteinzeitliches Dolmengrab aus Muttenz

Am Ende des Neolithikums wurde es in gewissen Regionen üblich, dass die Dorfgemeinschaften ihre Verstorbenen in grossen Steinkammern, ‹Dolmengräber› genannt, beisetzten. Die aus zum Teil tonnenschweren Felsplatten zusammengefügten und mit einem Erdhügel überdeckten Grüfte sind sozusagen das steinerne Manifest der in der Jungsteinzeit etablierten Sesshaftigkeit.

Auch in unserer Region gibt es Belege für diese spezielle Art der Beistattung, auch wenn Erosion und Steinraub im Laufe der Zeit dafür gesorgt haben, dass viele dieser auffälligen Grabmäler verschwunden sind. Bekannt sind etwa die Dolmengräber von Laufen, die heute bei der Katharinenkirche unmittelbar vor der Altstadt zu sehen sind. Ein weiteres Exemplar ist in Aesch belegt, eines in Schwörstadt ennet der Landesgrenze und eines in Courgenay im Jura.

Beim Zusammentragen der vielen Fundstellen für die 2009 erschienene Heimatkunde von Muttenz stiess der Schreibende auf einen alten Fundbericht, gemäss dem 1946 bei Kanalisationsarbeiten am Stegacker, nordwestlich des Ortes hart an der Bahnlinie, inmitten eines Haufens kleinerer Steinplatten die Reste mehrerer menschlicher Skelette zum Vorschein gekommen seien.

MEHR INFOS

Bestattungsszene vor einem der Laufner Dolmengräber (Rekonstruktionsversuch Benoît Clarys).

Auch nach der Freilegung war ausser dem ungefähren Grundriss nicht mehr viel von der ursprünglichen Anlage zu erkennen.

Der Befund wurde von den zuständigen Beamten freigelegt. Nebst stark durchwühlten Knochenresten kamen aber keine weiteren Funde ans Licht, die etwas zur Datierung der Anlage hätten beitragen können. Obwohl keine der typischen grossen Steinplatten vorhanden waren, kam Walter Schmassmann nach einer ersten Sichtung zur Vermutung, es könnte sich bei der 4×7 Meter messenden Anlage um ein Dolmengrab gehandelt haben. Dass dieser Gedanke, den er später revidierte, keineswegs abwegig ist, zeigt mittlerweile ein Fund aus Laufen, der in der Römerzeit systematisch zerlegt worden ist, wohl um Baumaterial für einen in der Nähe befindlichen Gutshof zu gewinnen. Zurück blieb in einem solchen Fall – je nach Steinqualität – nicht mehr als ein Haufen nicht weiter verwertbarer Trümmer.

Die Bestätigung, dass es sich in Muttenz effektiv um eine jungsteinzeitliche Grabanlage handelte, lieferten schliesslich fünf Radiokarbon-Daten, die zwischen 3000/2900 und 2700 vor Christus liegen.

Hier beschrieben ist dieser Befund, weil die jungsteinzeitlichen Skelettreste dank der neuen Erkenntnis Eingang in ein von den Universitäten Bern und Tübingen sowie dem Max-Planck-Institut für Menschheitsgeschichte in Jena initiiertes Forschungsprojekt gefunden haben, in dem es um die Frage ging, wie sich der Einfluss von Men-

schengruppen östlicher und südöstlicher Herkunft auf die hier ansässige Bevölkerung ausgewirkt hat.

Gemäss den umfangreichen genetischen Analysen und Bestimmungen stabiler Isotope, die 2020 in der Fachzeitschrift *Nature Communications* unter der Federführung von Anja Furtwängler veröffentlicht wurden und für viel Aufsehen gesorgt haben, ist um etwa 2800 vor Christus mit dem Auftreten der so genannten Schnurkeramischen Kultur in der Schweiz mit einem Zuzug von Menschen zu rechnen, die ihren Ursprung in der pontisch-kaspischen Steppe im heutigen Russland haben. Neben Bevölkerungsgruppen, die sich mit diesen Zuwanderern vermischten, gab es im untersuchten Gebiet auch ‹standhafte› Gesellschaften, die noch über Jahrhunderte keine Verbindungen zu diesen Hirtenvölkern aus der Steppe aufweisen.

Die Skelette aus den beiden mituntersuchten Baselbieter Dolmen Muttenz und Aesch – letzterer etwa zeitgleich, aber über einen etwas längeren Zeitraum genutzt – besitzen einen Genpool, der sich aus alteingesessenen Wildbeutern und schon im frühen Neolithikum eingewanderten Bauern aus dem westlichen Anatolien (Türkei) zusammensetzt. Die Steppenleute aus dem heutigen Russland hingegen haben in der Region offenbar einen weniger nachhaltigen Eindruck hinterlassen.

Bericht: Reto Marti

Von den Skeletten waren nur noch Reste erhalten, die erst 2001 über Umwege in die Sammlung der Archäologie Baselland gelangt sind.

Die weite und die kurze Reise eines Körnchens: Hirse aus Binningen

Die Rispenhirse *(Panicum miliaceum)* ist eine uralte Getreidepflanze. Ihre Ursprünge hat sie – je nach Forschungsmeinung – in Zentralasien oder auf dem indischen Subkontinent, jedenfalls im fernen Osten. Dort wurde sie nachweislich bereits um 6000 vor Christus angebaut.

Reife Rispenhirse in einem Getreidefeld (Jschnable, Wikimedia).

Bis vor kurzem ging man davon aus, dass das nahrhafte und sehr ergiebige Getreide sich schon früh in der Jungsteinzeit auch in Europa ausgebreitet hat. Darauf liessen jedenfalls die Vorkommen von Hirsekörnern in neolithischen Zusammenhängen schliessen. Auch aus einer Grube vom St. Margrethenhügel in Binningen, die einem späten Abschnitt der schnurkeramischen Kultur (2600–2500 v. Chr.) zuzuweisen ist, sind einige wenige Exemplare nachgewiesen.

Genau dies machte die Forschung indes stutzig: Meist waren es nur wenige Körner, die ein derart frühes Aufkommen im Westen nahelegten. Weil man weiss, wie schnell ein derart kleines Korn in einer Bodenritze versickern und so in tiefergelegene, ältere Schichten gelangen kann, hat sich ein internationales Forscherteam daran gemacht, der Frage auf den Grund zu gehen. Und siehe da: Trotz aufwändiger Beprobung der im Schnitt nur 0,8 bis 1,5 Milligramm schweren Körnchen zeigten Radiokarbon-Untersuchungen klar, dass kein einziges in die Jungsteinzeit gehört. Hirse taucht im Osten Europas (Ukraine) in der mittleren Bronze-

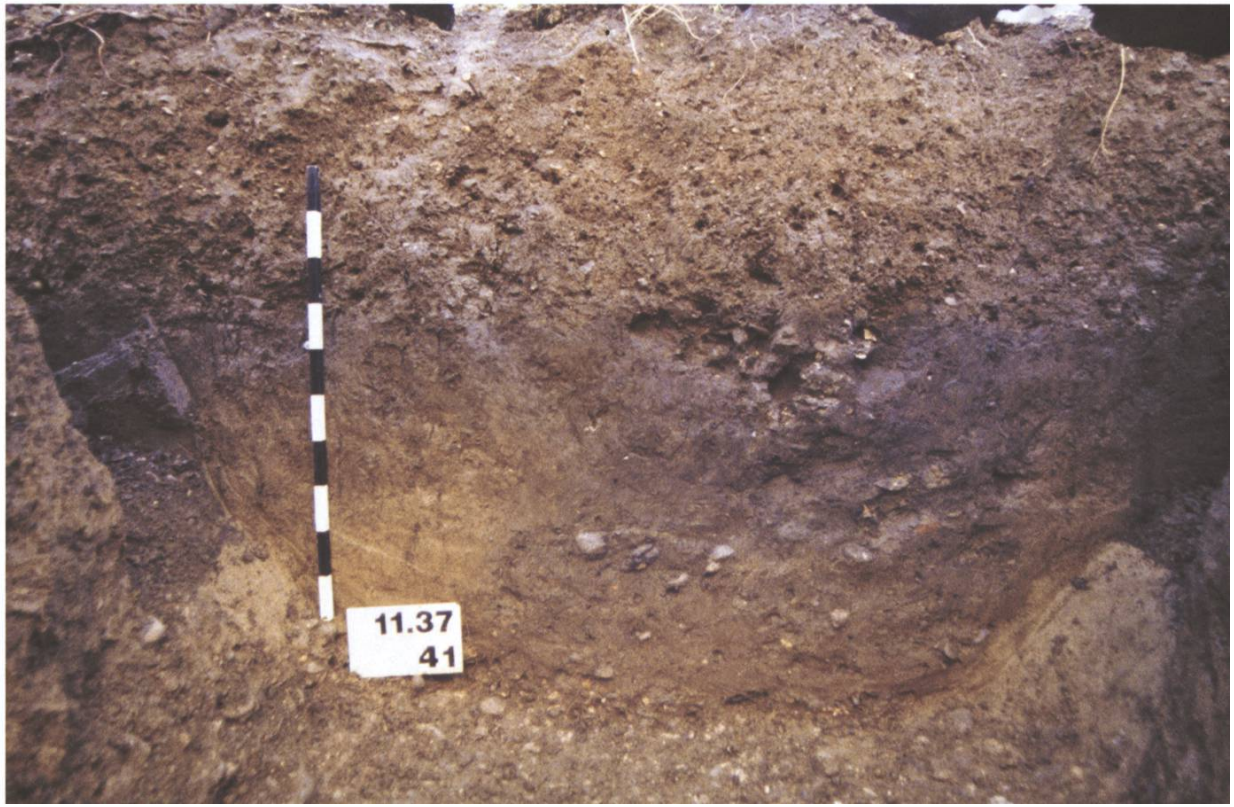
zeit, um 1650–1500 vor Christus, erstmals auf und verbreitet sich dann im Laufe der späten Bronzezeit (1300–800 v. Chr.) sehr rasch und erfolgreich auch in Mitteleuropa. Die Hirsekörner aus Binningen, eine der am weitesten im Westen gelegenen beprobten Fundstellen, gelangten offenbar ebenfalls zwischen 1200 und 1100 vor Christus in den Boden.

Seit dieser Zeit gehörte die Rispenhirse hierzulande zu den Grundnahrungsmitteln. Noch im Mittelalter waren Hafer und Hirse die wichtigsten Getreide. Der Hirsebrei wurde geradezu zum Inbegriff des ‹Brot des armen Mannes›. Erst die Kartoffel verdrängte hierzulande das kleine Korn von der Tafel der einfachen Leute.

Die Untersuchungen unter der Leitung von Dragana Filipović, John Meadows, Marta Dal Corso und Wiebke Kirleis von der Universität Kiel und unter Beteiligung von Örni Akeret von der IPNA der Universität Basel sind mittlerweile in der Zeitschrift ‹Scientific Reports› 2020 veröffentlicht.

MEHR INFOS

Bericht: Reto Marti



Binningen, St. Margarethen. Die Hirsekörner stammen aus der mit Siedlungsschutt der Schnurkeramischen Kultur verfüllten Grube.

Erstmals seit über hundert Jahren wieder am gleichen Ort vereint: Mondhörner von Mörigen aus verschiedenen Museen.

Mondhörner – eine ‹kultische› Sonderausstellung im Museum.BL

Ausgrabungen bringen immer wieder faszinierende Tonobjekte zu Tage: so genannte Mondhörner. Seit über 160 Jahren zerbricht sich die Archäologie den Kopf über diese geheimnisvollen Kultgegenstände aus der Spätbronzezeit, das heisst der Zeit von 1300 bis 800 vor Christus. Sie finden sich vor allem in Siedlungen, seltener in Gräbern, Höhlen oder auf Anhöhen. In den letzten Jahren gab es einige spektakuläre Neufunde: am Rainenweg in Reinach (vgl. Jahresbericht 2018, S. 37 f. und 86 ff.), in Boswil (Kt. Aargau) auf dem Huebacher und im Äbnetwald bei Cham-Oberwil (Kt. Zug).

Vor diesem Hintergrund ist es erstaunlich, dass noch nie eine Sonderausstellung zum Thema zustande kam. Dies änderte sich 2020, als eine Gruppe von fünf Schweizer Museen – Museum.BL, Liestal; Museum für Archäologie Thurgau, Frauenfeld; Museum Burghalde, Lenzburg; Museum für Urgeschichte(n), Zug und Neues Museum Biel – die Neuentdeckungen zum Anlass nahm, eine Wanderausstellung zu konzipieren. Als erste Station kam das Museum.BL zum Zug, wo ‹Mondhörner. Rätselhafte Kultobjekte der Bronzezeit› vom 9. August bis zum 22. November 2020 zu sehen war – glücklicherweise just in jener Zeit, in der die Museen unter Einhaltung von Schutzkonzepten geöffnet hatten.

Regierungsrat Thomas Weber spannte in seiner Eröffnungsrede einen Bogen von der Schutzsymbolik der Mondhörner zur Covid-Pandemie.

Same but different: Die Formen- und Grössenvielfalt der Mondhörner sorgte dafür, dass die Betrachtung nie langweilig wurde.

Gezeigt wurden, dank Leihgaben von 13 Institutionen, rund 40 der über 700 bekannten Mondhörner aus der ganzen Schweiz. Darunter befinden sich beispielweise auch solche von Mörigen am Bielersee (Kt. Bern). Diese wurden nach den Ausgrabungen in der zweiten Hälfte des 19. Jahrhunderts, wie es dazumal gang und gäbe war, verkauft, verschenkt oder eingetauscht. Dank Leihgaben aus Basel (Museum der Kulturen), Bern (Historisches Museum), Biel (Neues Museum) und Zürich (Landesmuseum) konnten nun wieder fünf der verstreuten Exemplare zusammengeführt werden. Und auch der Fund von 1851 auf dem Ebersberg unweit von Berg am Irchel (Kt. Zürich), der Ausgangspunkt der Mondhornforschung überhaupt, war Teil der Ausstellung.

Der Schreibende (und Mit-Kurator) hatte im Vorfeld so seine Bedenken, ob eine solch ‹einseitige› Objektauswahl mit der Zeit nicht langweilig sein würde. Aber die Vielfalt der Mondhörner ist so aussergewöhnlich, dass diese Sorge schnell vergessen war. Die meisten bestehen aus Ton, einzelne aber auch aus Sandstein. Es gibt Miniatur-Versionen und solche von beachtlicher Grösse. Viele sind reich verziert, andere kommen schlicht daher. Abgesehen davon bereicherten auch noch andere Funde wie mondförmige Schmuckanhänger oder Bukranien (gehörnte Tierschädel) sowie weitere Kultobjekte wie ein kleiner Menhir, ein so genannter Firstziegel und ein Rillenstein die Schau.

Auch das Publikum fand die Ausstellung alles andere als langweilig, wie der grosse Zuspruch und zahlreiche Rückmeldungen belegen. Dies war wohl nicht zuletzt auch der sehr stimmigen Gestaltung von Reto Kurth, Handwerkstätte Laufen, und Lena Tamini, Tamini Design Basel, geschuldet. Wer die Sonderschau in Liestal, Frauenfeld und Lenzburg verpasst hat, dem bleibt noch die Möglichkeit, sie von Sommer bis Herbst 2021 in Zug und im Winter/Frühjahr 2022 in Biel zu besuchen. Die genauen Daten findet man unter www.mondhoerner.ch.

Bericht: Andreas Fischer

Auch junge Gäste zogen die rätselhaften Objekte in den Bann. Wer wollte, durfte sich sein eigenes Mondhorn modellieren.

Von Häusern und Abfall: Reinach-Nord in spätkeltisch-römischer Zeit

In der ausgehenden Eisenzeit und in der Römerzeit erstreckte sich in Reinach-Nord am Fusse des Bruderholzes eine ausgedehnte Siedlung.

In den letzten Jahren hat sich der Norden der Gemeinde Reinach mit seinen prähistorischen und römerzeitlichen Siedlungsspuren als wahrer archäologischer Hotspot herauskristallisiert. Eine ausführliche Auswertung zu den Strukturen aus der späten Eisen- und Römerzeit liegt nun in Form einer Doktorarbeit vor, welche die Schreibende kürzlich am Institut für Archäologische Wissenschaften der Universität Bern vorgelegt hat. Nachdem das Projekt vor einigen Jahren bereits beschrieben wurde, werden nachfolgend einige ausgewählte Resultate vorgestellt (vgl. Jahresbericht 2014, S. 160 ff.). Eine ausführliche Publikation zu den hier lediglich skizzierten Ergebnissen ist vorgesehen.

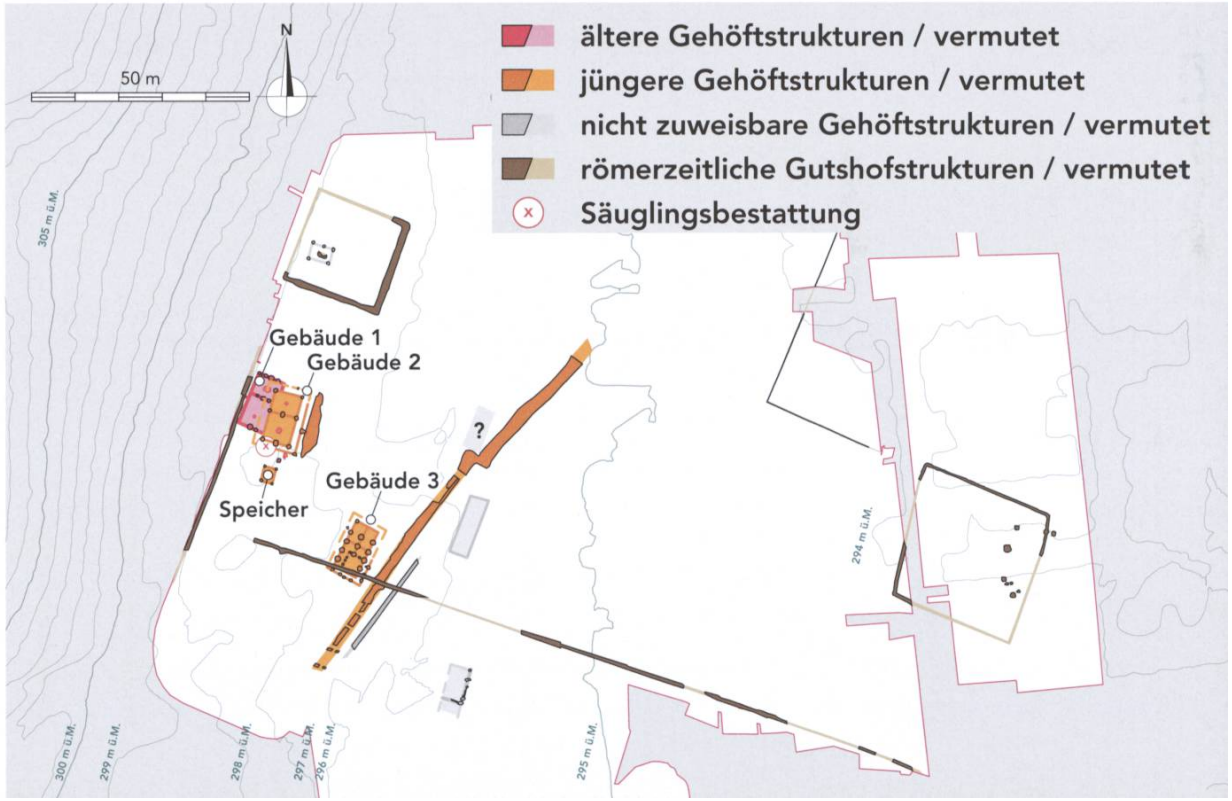
Die grosse Mehrheit der untersuchten Befunde und Funde bezieht sich auf ein spätkeltisches Gehöft und wurde im Rahmen dieser Auswertung in Phase 1 und Phase 2 unterteilt. Unter Phase 3 sind alle römerzeitlichen Strukturen. Sie umfassen einerseits die von Sandra Ammann 2003 vorgelegten Einzelbefunde, die sie als Überreste eines Gutshofs interpretierte und ‹Reinach-Nord› benannte. Andererseits wurden auch die von 2002 bis 2005 im Areal ‹Mausacker› neu entdeckten römerzeitlichen Befunden dieser Phase zugewiesen. Im Rahmen der Auswertung ist ein möglicher Zusammenhang zwischen der Siedlung der späten Eisenzeit und den römerzeitlichen Strukturen untersucht worden, weshalb der Begriff ‹Reinach-Nord› auch für

das spätlatènezeitliche Gehöft übernommen wurde. Aus Zeitgründen nicht berücksichtigt sind die 2018 am ‹Rainenweg› entdeckten spätlatène- und römerzeitlichen Hinterlassenschaften (vgl. Jahresbericht 2018, 34 ff.).

Die späteisenzeitliche Siedlung besteht aus mindestens sechs Gebäuden, einem Speicher, einer Vorratsgrube und zwei Gräben unbekannter Funktion. Sie erstreckt sich auf einer Fläche von 2,1 Hektaren. Mangels Spuren einer Umfriedung lässt sich nicht beurteilen, ob es sich hierbei um den Ausschnitt einer grösseren Siedlung oder das gesamte besiedelte Areal handelt. Nach Westen jedenfalls dürfte der Siedlungsrand erreicht sein, da unmittelbar anschliessend der Anstieg zum Bruderholz beginnt.

Über die erste Phase der spätkeltischen Siedlung ist wenig bekannt. In einem zuvor unbebauten Gebiet wurde zu einem unbestimmten Zeitpunkt im Verlauf der späten Eisenzeit Gebäude 1 errichtet, ein massiver Pfostenbau mit zwei Feuerstellen respektive Öfen. Aus einem der Pfostenlöcher wurde ein Holzkohlefragment entnommen und mittels der Radiokarbon-Methode um 186–51 vor Christus datiert. Es ist unklar, ob sich diese Datierung auf die Bauzeit des Gebäudes bezieht, denn die untersuchte Holzkohle muss nicht zwingend vom Pfostenbau stammen. Sie kann auch später in die Grube gelangt sein. Mangels weiterer Funde

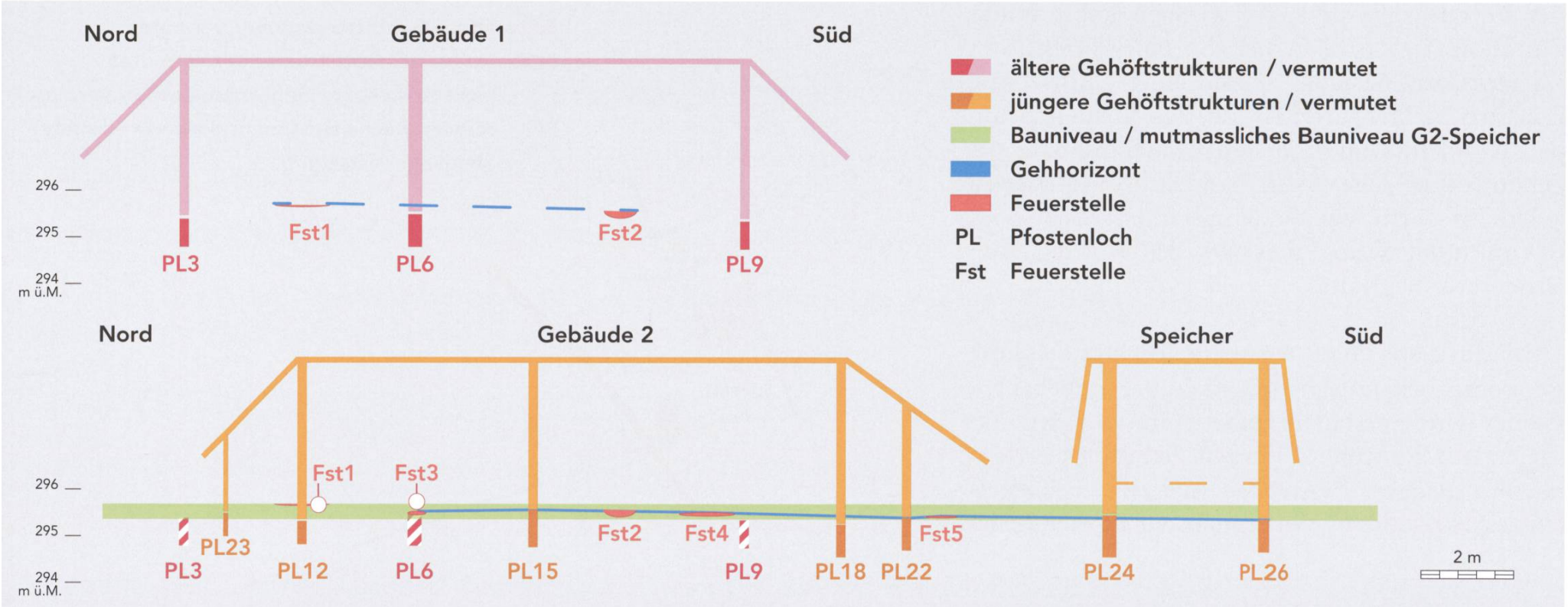
Die im Areal ‹Mausacker› untersuchten Strukturen lassen sich in drei Phasen unterteilen.



Der rekonstruierte Längsschnitt durch Gebäude 1, Gebäude 2 und den Speicher erlaubt, die Abfolge der Gebäude besser nachzuvollziehen.

lässt sich dieser Sachverhalt nicht überprüfen. Zur gleichen Phase wird eine Vorratsgrube gezählt. Ob auch Gebäude 3 bereits in Phase 1 errichtet wurde, bleibt ungewiss.

Vermutlich fand im Verlauf der ersten Hälfte des 1. Jahrhunderts und noch vor den Ereignissen des Gallischen Kriegs um 58 vor Christus eine grössere Umgestaltung des Gehöfts statt. Dabei wurde Gebäude 1 aufgegeben und niedergebrannt, um Platz für das jüngere Gebäude 2 an derselben Stelle zu schaffen. Dies markiert das Ende der ältesten Siedlungsphase und den Beginn von Phase 2. Es erklärt auch, wieso die erste Phase so schwer fassbar ist:

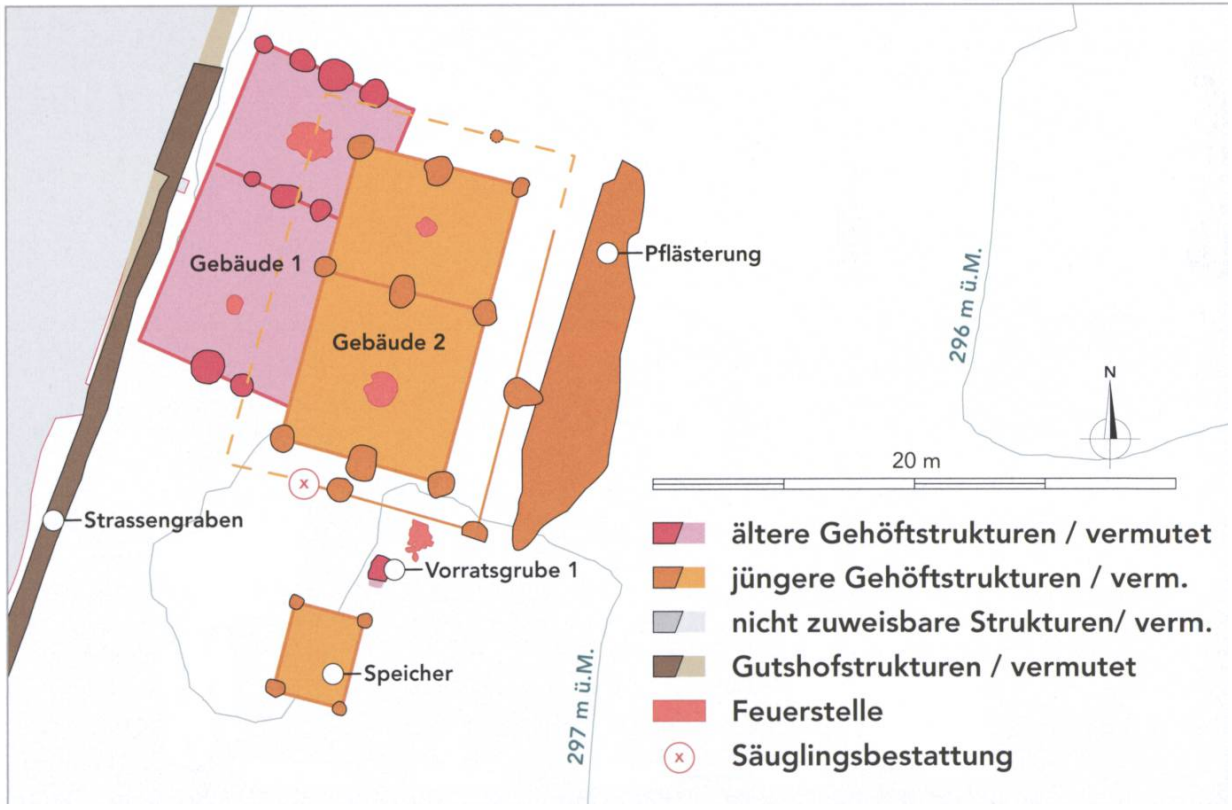


Nach Abbruch der Strukturen wurde der Brandschutt und somit auch allfälliger Siedlungsabfall abgetragen und entsorgt. Dabei erwiesen sich die Erbauer von Gebäude 2 als äusserst pragmatisch. Sie trugen vom Vorgängerbau nur soviel wie nötig ab: Letzte Reste der Pfosten und sogar den Unterbau der Feuerstellen liess man stehen. Spätestens zu diesem Zeitpunkt wurde auch die Vorratsgrube aufgegeben.

Das jüngere Gebäude 2 ist in Aufbau und Ausmass sehr ähnlich wie der Vorgängerbau und unterscheidet sich nur durch eine leicht abweichende Orientierung. Es ist zudem mindestens auf zwei Seiten von einem Vordach oder einer Portikus umgeben. In diesem Bereich wurde bei einem der Pfosten in geringer Tiefe ein Säugling, möglicherweise eine Totgeburt, bestattet. In der Antike war es weit verbreitet, Neugeborene innerhalb des Hausgrundrisses zu begraben. Parallelen dazu sind auch aus der späteisenzeitlichen Siedlung Basel-Gasfabrik bekannt. Die anthropologischen Bestimmungen hat Sandra Pichler (IPNA, Universität Basel) durchgeführt.

Nur 2,5 Meter südlich von Gebäude 2 und seines Vordaches stand ein Speicher mit abgehobenem Boden. Beide Bauten weisen eine gemeinsame Ausrichtung auf und gehören deshalb wohl zusammen. Gebäude 3 im Süden, das zu einem unbestimmten Zeitpunkt umgebaut wird, datiert in seiner letzten Umgestaltung ebenfalls in Phase 2.

Die Lage der Gebäude 1 und 2 östlich der Strasse, die über den zugehörigen Graben allerdings erst für die Römerzeit nachgewiesen ist.



Beispiel von Siedlungsmüll, bestehend aus Keramikscherben (hier grössere Amphorenstücke), Tierknochen und verbranntem Lehm.

Die Bauten der Phase 2 ereilte dasselbe Schicksal wie ihre Vorgängergebäude: Sie wurden niedergebrannt. Dass es sich nicht um ein Schadfeuer handelte, lässt sich an zwei Merkmalen feststellen. Einerseits waren zum Zeitpunkt des Feuers ein Teil der Wände und vermutlich auch des Daches von Gebäude 2 bereits eingestürzt. Andererseits finden sich keine Hinweise auf einen aktiven Haushalt: Unter der beachtlichen Fundmenge ist kein einziges Gefäss oder Objekt ganz oder annähernd vollständig. Im Gegenteil: Der stark fragmentierte Zustand der Funde weist darauf hin, dass es sich um liegen gebliebenen Siedlungsabfall handelt.

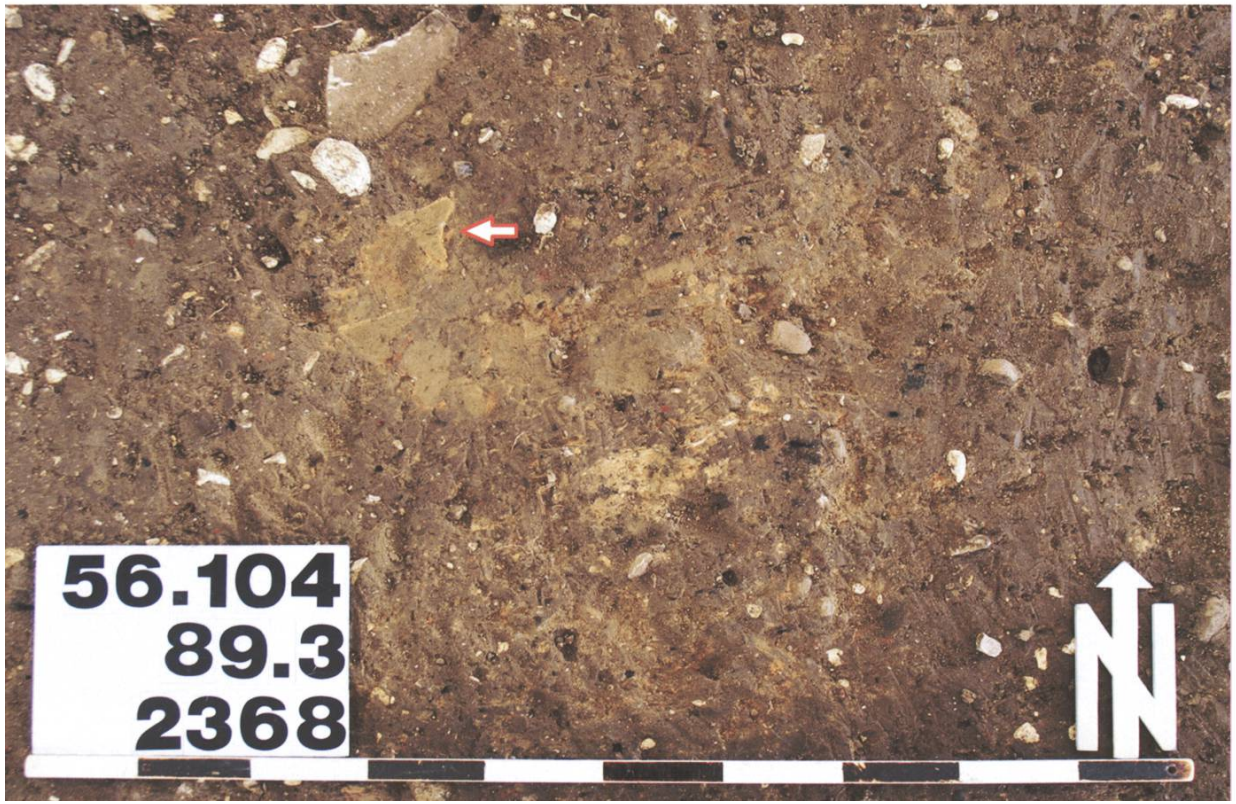
Der einzige Hinweis auf eine Siedlungsaktivität ist das Lagergut, das sich zum Zeitpunkt des Brandes noch im Speicher befand. Entsprechend den Bestimmungen von Örni Akeret (IPNA, Universität Basel) handelt es sich dabei mehrheitlich um Vorräte von Dinkel und Emmer und in kleinerem Ausmass um Hülsenfrüchte und Haselnüsse. Ausgewählte Getreideproben sind von Sönke Szidat (Departement für Chemie, Biochemie und Pharmazie, Universität Bern) mittels der Radiokarbon-Methode um 21 vor bis 25 nach Christus datiert worden. Dies deckt sich bestens mit der zeitlichen Einordnung des Fundmaterials aus Phase 2, dessen jüngste Elemente in die Regierungszeit von Kaiser Augustus (27 v. Chr. – 14 n. Chr.)

gehören. Demzufolge wurde das Gehöft erst in augusteischer Zeit verlassen und zu einem nicht datierbaren späteren Zeitpunkt niedergebrannt. Womöglich steht die Aufgabe im Zusammenhang mit der Neugründung der Kolonie in Augusta Raurica um 15/10 vor Christus und den damit verbundenen Veränderungen im Strassennetz. Jedenfalls hebt sich Reinach-Nord von der Mehrheit der spätlatènezeitlichen ländlichen Siedlungen auf Schweizer Boden ab, die man in der Regel bereits in der ausgehenden Eisenzeit aufgegeben hat.

Nach dem Brand der verfallenen Häuser und des Speichers fanden in diesem Areal keine nennenswerten Räumungsarbeiten statt. Dies zeigt sich an den lokal begrenzten Konzentrationen von Siedlungsabfall im Bereich der Gebäudegrundrisse. Zudem legt das Fehlen anpassender Fragmente zwischen dem Fundmaterial aus den verschiedenen Konzentrationen nahe, dass keine Materialumlagerungen oder Vermischungen der jeweiligen Hausabfälle stattgefunden haben. Somit spiegeln die einzelnen Fundanhäufungen die Tätigkeiten wider, welche in bestimmten Siedlungsabschnitten kurz vor dem Verlassen des Gehöfts ausgeführt wurden. Aus diesem Grund wurde im Rahmen der Doktorarbeit die Analyse der Fundverteilung und der Zusammensetzung der Fundkonzentrationen besonders stark gewichtet.

Die Wände von Gebäude 2 bestanden aus Fachwerk, wie an den Rutenabdrücken zu erkennen ist.

Im Brandschutt des Speichers fallen Wandlehmfragmente mit halbrunden Abdrücken auf (Pfeil).



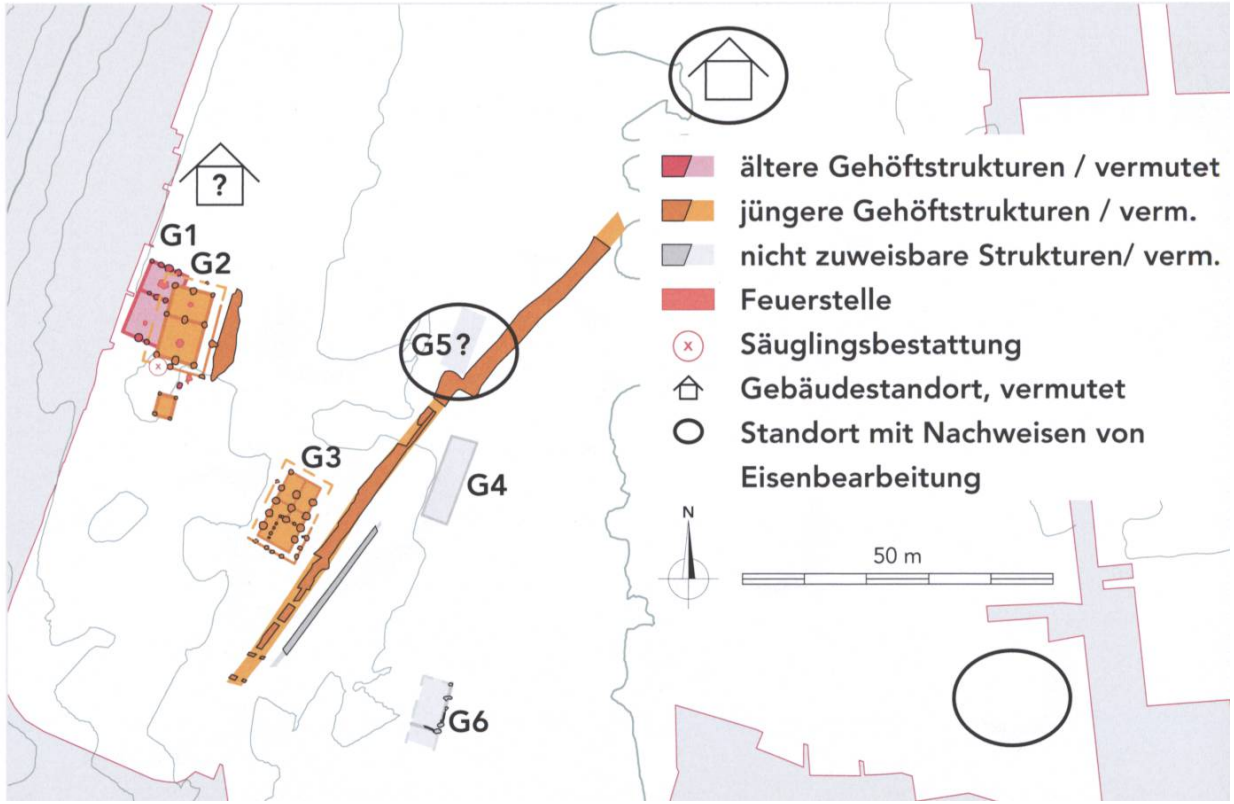
Als erste Fundgattung wurde der Brandschutt untersucht, eine hervorragende Informationsquelle, um ehemalige Bauten zu rekonstruieren. Konkret wurde für die spätkeltische Siedlung eine unterschiedliche Bauweise zwischen dem Speicher und den restlichen Pfostenbauten festgestellt. Letztere hatten Wände aus einem Geflecht, das mit Lehm verstrichen und hell getüncht war. In diesem Wandlehm liessen sich regelmässig Negative feststellen, die von Eisennägeln stammen könnten. Weiter wurden Nägel in grosser Anzahl bei der Errichtung des Daches respektive des Dachstuhls eingesetzt, wie ihr konzentriertes Vorkommen im Schutt von Gebäude 2 zeigt. Der Speicher hingegen bestand aus mit Lehm abgedichteten Bohlenwänden. Zumindest weisen die im Brandschutt des Speichers gefundenen Wandlehmfragmente mit den charakteristischen gerundeten Abdrücken darauf hin. Zudem fehlen hier Wandlehmfragmente mit Rutenabdrücken und grosse Mengen von Nägeln vollkommen.

An zwei weiteren Stellen des Gehöfts fallen grössere Konzentrationen von Wandlehm und spätlatènezeitlicher Siedlungsabfall auf. Da auch hier keine Hinweise auf Umlagerungen vorliegen, ist davon auszugehen, dass es sich um die letzten Überreste von weiteren niedergebrannten Gebäuden handelt.

Darüber hinaus erlaubte die vertiefte Auseinandersetzung mit dem Fundmaterial, Bereiche im Gehöft zu erkennen, in denen Eisen geschmiedet wurde. Sie charakterisieren sich durch das Vorhandensein von verschlackten Lehmfragmenten mit Abdrücken von Winddüsen, kalottenförmigen Eisenschlacken, Hammerschlag sowie zur Wiedereinschmelzung aufgearbeitetes zerhacktes Alteisen. Diese Elemente kommen einzeln oder kombiniert vor. Angrenzend an das südliche Vordach von Gebäude 2 findet sich zudem eine Esse. Im Jahresbericht 2014 wurde sie noch als Feuerstelle angesprochen. Der Aufbau und die intensiven Feuerspuren sprechen jedoch für einen handwerklichen Gebrauch. Ob diese Esse nur während der Errichtung des Gebäudes für die Produktion der Eisennägel benutzt wurde oder längere Zeit in Gebrauch war, ist ungewiss. Jedenfalls hatte man ihre Umfassung zum Zeitpunkt des Brandes bereits abgebrochen und niedergelegt.

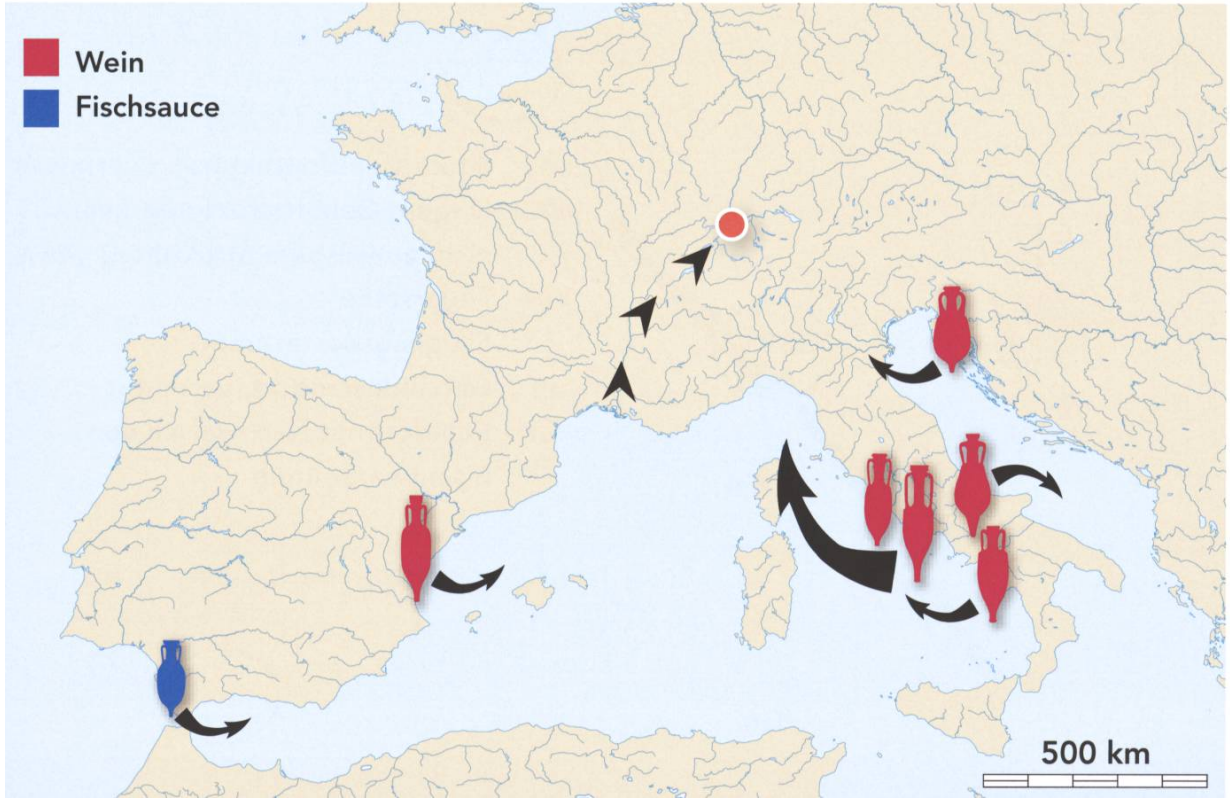
Um Fragen zur Ernährung der Bewohnerinnen und Bewohner dieser Siedlung zu untersuchen, wurden nebst den bereits genannten archäobotanischen Resten auch Knochenfunde analysiert. Hierzu wurde Sabine Deschler-Erb (IPNA, Universität Basel) beauftragt, ausgewählte Tierknochen zu bestimmen. Wegen der schlechten Erhaltung liessen sich die tierischen Nahrungsmittel indes nur in groben Zügen belegen. Nachweislich

Fundkonzentrationen lassen zwei weitere Gebäudestandorte sowie drei Bereiche, in denen Eisen geschmiedet wurde, erkennen.



wurden die Rinder und Pferde – beziehungsweise Equiden – im besten Alter geschlachtet, wonach hier Fleisch von hervorragender Qualität konsumiert wurde. Eine solche Ernährung stand sicher nicht der gesamten damaligen Bevölkerung zur Verfügung.

Über das Rhonetal fanden etliche Amphoren aus dem Mittemeerraum ihren Weg nach Reinach.



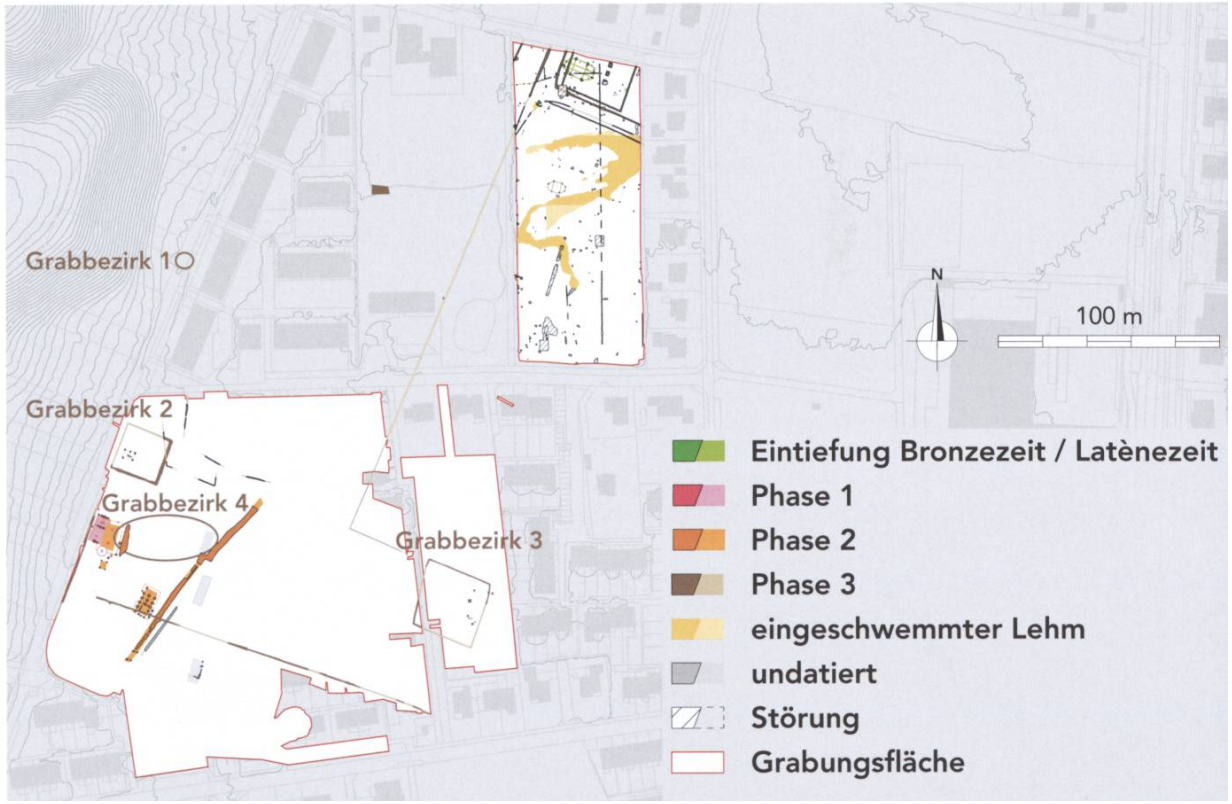
Auf einen gehobenen Lebensstil weist auch der regelmässige und vielfältige Genuss von mediterranen Lebensmitteln hin. Belege dafür sind die Amphoren, in denen diese gehandelt wurden. Im untersuchten Areal sind über 80 Amphoren nachgewiesen. Dank den naturwissenschaftlichen Analysen von Gisela Thierrin-Michael (Department of Geosciences, Université de Fribourg) liess sich in den meisten Fällen die Herkunft dieser Gefässe und somit der darin gehandelte Inhalt bestimmen. In erster Linie handelt es sich dabei um italischen Wein, von dem insgesamt mindestens 2000 Liter konsumiert wurden. Zusätzlich und in deutlich kleinerem Ausmass ist Wein aus der *Tarraconensis*, dem heutigen Katalonien, und aus Istrien importiert worden. War der Genuss von Wein in keltischer Zeit bereits weit verbreitet, lässt sich der Verzehr von Fischsaucen in unseren Breitengraden erst ab augusteischer Zeit mit Sicherheit belegen. Diese Saucen wurden zum Würzen von Speisen gebraucht und vermischt mit Wein oder Wasser auch getrunken. Weil von der entsprechenden

Amphore aus Reinach-Nord nur noch eine Handvoll kleinster Scherben erhalten ist, lässt sich diese nur dank ihrem Fundort grob in die ausgehende Eisenzeit oder in augusteische Zeit datieren.

Nach Aufgabe des Gehöfts lag die untersuchte Fläche während längerer Zeit brach. Wann genau die römische Phase 3 einsetzt, lässt sich zurzeit nur schwer bestimmen. Jedenfalls wurde das Gebiet ‹Mausacker› ab dem letzten Viertel des 1. Jahrhunderts nach Christus als Bestattungsareal genutzt, das in verschiedene Bezirke gegliedert war. Weiter sind diverse Gräben nachgewiesen, deren Funktion sich vermutlich erst durch die Untersuchung der vielversprechenden Befunde aus der Flur Rainenweg bestimmen lässt. Diese Fläche wurde 2015 im Rahmen dieses Projekts von Manuel Buess (Archäologischer Dienst des Kantons Bern) mit Erfolg geophysikalisch untersucht. Doch erst die Ausgrabungen 2018 erbrachten hier, erstmals für Reinach-Nord, den Nachweis grösserer zusammenhängender Strukturen aus der römischen Kaiserzeit – die zudem berechtigte Zweifel an der bisherigen Interpretation als *villa rustica* aufkommen lassen. Weitere Erkenntnisse sind von der ausstehenden Auswertung zu erhoffen.

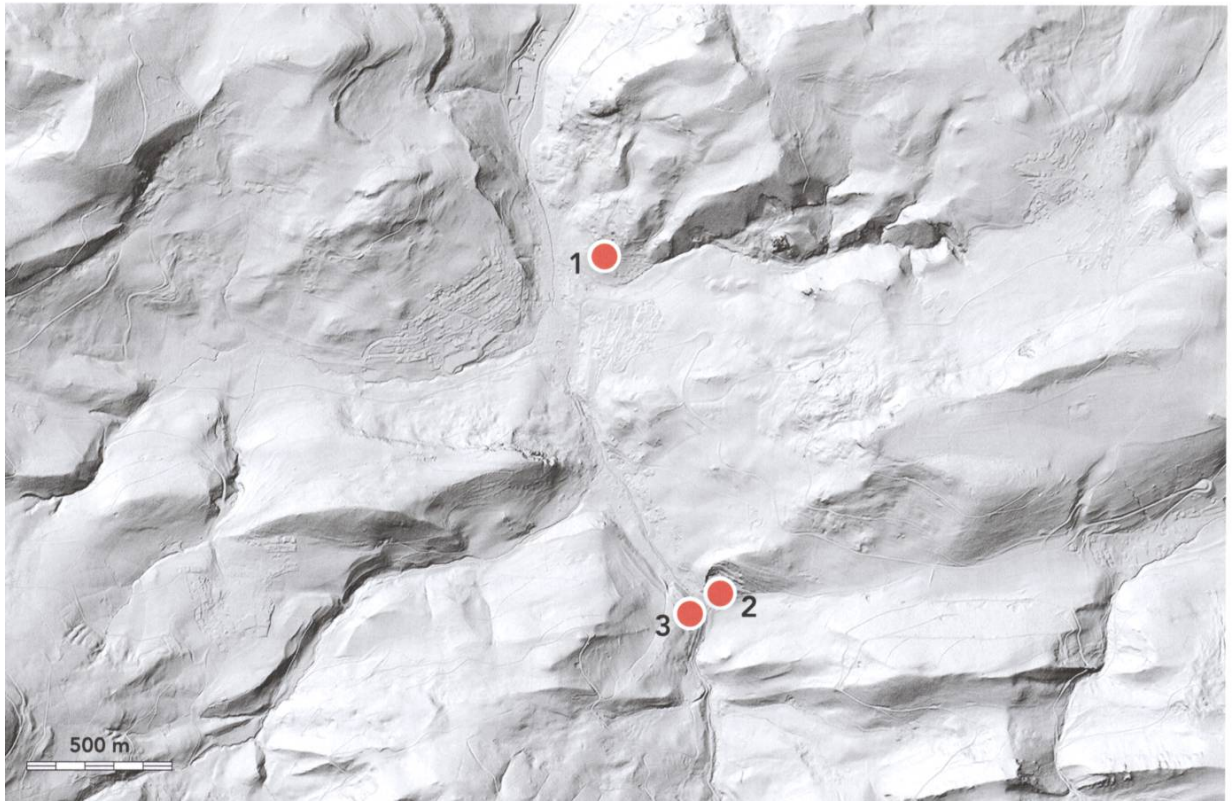
Bericht: Debora C. Tretola Martinez

Die römerzeitlichen Befunde vom ‹Rainenweg› (2018) fügen sich bestens in die bereits bekannten Strukturen dieser Zeit ein.



Am Ende eines Tals – Untersuchungen an mittelalterlichen Skeletten aus Reigoldswil

Bereits aus dem 18. Jahrhundert wird über den Fund eines frühmittelalterlichen Grabes in Reigoldswil berichtet. Bei Bauarbeiten im letzten Jahrhundert sind weitere Meldungen hinzugekommen, so dass auf dem Gemeindegebiet von Reigoldswil gegenwärtig drei Bestattungsareale dieser Zeitstellung bekannt sind. Zwei dieser Begräbnisstätten wurden in den 1990er Jahren archäologisch genauer untersucht. Die 97 Skelette des 1903 entdeckten Gräberfeldes im ‹Bergli› sowie die 198 Individuen des seit 1746 bekannten Bestattungsplatzes ‹Ziegelhölzli› und des gegenüberliegenden, 1994 ausgegrabenen ‹Kilchli› wurden nun im Rahmen einer Dissertation an der Universität Bern analysiert. Sie geben einen einmaligen Einblick in die Lebensverhältnisse von Menschen des frühen und hohen Mittelalters im Oberbaselbiet.



Die Lage der drei untersuchten Bestattungsplätze im Talkessel von Reigoldswil: Bergli (1), Ziegelhölzli (2) und Kilchli (3).

Die Begutachtung der Skelettreste erfolgte zuerst rein morphologisch mit etablierten anthropologischen Methoden. Diese erlauben Rückschlüsse auf das Sterbealter, das Geschlecht, die Körperhöhe und auch auf gewisse Erkrankungen, ohne das Knochen zerstört werden müssen. In einem zweiten Schritt wurden 46 Knochenproben für eine Radiokarbondatierung und weitere 171 Knochenproben zur Analyse von stabilen Isotopenverhältnissen der Kohlenstoff-, Stickstoff-, Schwefel- und Wasserstoffisotope entnommen. Diese Untersuchungen liefern Hinweise auf die

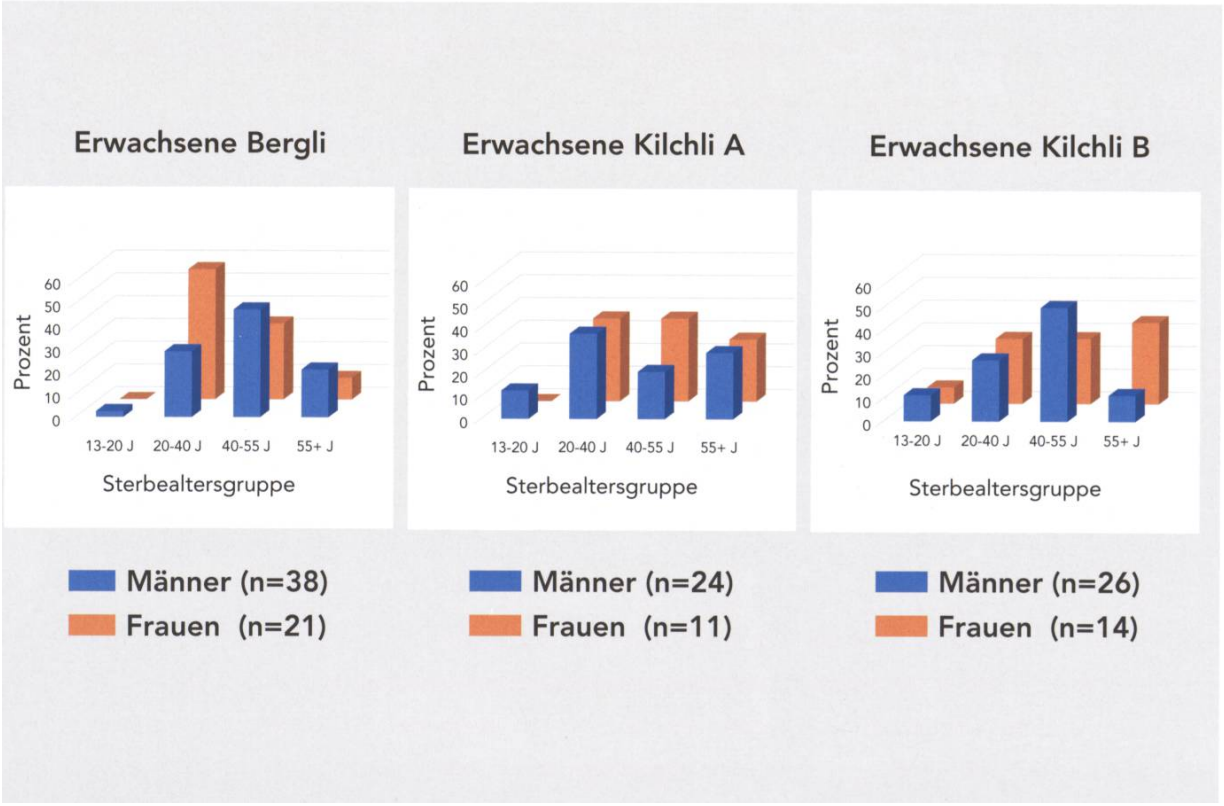
Ernährungsstrategie einer Gesellschaft und auf eingewanderte Individuen. Von dreizehn Skeletten wurden zudem Knochenproben zur aDNA-Analyse eingesandt, um krankhafte Veränderungen näher zu diagnostizieren.

Die dreizehn Radiokarbon-Datierungen aus dem Gräberfeld ‹Bergli› bestätigen die archäologische Datierung gut. Die Anfänge des Bestattungsplatzes liegen um 620 nach Christus, die letzten Beisetzungen dürften während des 9. Jahrhunderts erfolgt sein. Die Skelette aus dem ‹Ziegelhölzli› sind archäologisch anhand von Grabbeigaben ins ganze 7. Jahrhundert datiert. Hier wurde also gleichzeitig wie im ‹Bergli› bestattet. Etwas später, ab 650 nach Christus, setzen die ersten Grablegungen am gegenüberliegenden Ufer der Hinteren Frenke beim ‹Kilchli› ein. Hier liessen sich verschiedene Nutzungsphasen mithilfe von 33 Datierungen rekonstruieren. Während des 8. Jahrhunderts wurde sehr wahrscheinlich ein Wohnturm errichtet, der sich im Fundament des heute noch sichtbaren Kilchlis wiederfindet. Auch der Fund von sehr seltenen Ofenkacheln aus der Zeit erhärtet die Hypothese eines Wohngebäudes. Gleichzeitig wurde auf dem Gelände weiter bestattet. Das erste archäologisch fassbare Kirchengebäude dürfte frühestens Ende des 9. Jahrhunderts erbaut worden sein. Aus den beiden folgenden Jahrhunderten sind nur wenige Gräber nachgewiesen. Im Verlauf des

Frühmittelalterliche Kleinkindergräber im ‹Kilchli›. Ein etwa 18-monatiges Kind lag in einer ‹Kiste› aus zerlegten Mühlsteinen.

Die Verteilung der Sterbealter der erwachsenen Individuen in den drei untersuchten Gruppen zeigt deutliche Unterschiede.

12./13. Jahrhunderts wurde das Kirchlein erneuert und vergrössert. Die in diese Zeit datierten Bestattungen stehen also im Zusammenhand mit dem jüngeren Sakralbau, der 1562 säkularisiert wurde. Anhand der vorliegenden Datierungen und der stratigraphischen Lage lassen sich die Bestattungen vor und nach 1000 in die Gruppen ‹Kilchli A› und ‹Kilchli B› einteilen.



Die Verteilung der Sterbealter der insgesamt 295 untersuchten Skelette zeigt für die Individuen aus dem ‹Bergli› einen für das Frühmittelalter gängigen Verlauf. Auffallend viele junge Frauen sind im gebärfähigen Alter zwischen dem 20. und dem 40. Lebensjahr verstorben. Die Männer dieser Serie wurden deutlich älter. Kinderskelette finden sich kaum – auch dies typisch für frühmittelalterliche Friedhöfe. In der zeitgleichen Gruppe ‹Ziegelhölzli›/‹Kilchli A› verstarben die Frauen hingegen meist erst in einer späteren Lebensphase nach dem 40. Lebensjahr. In der hochmittelalterlichen Gruppe ‹Kilchli B› überlebten die Frauen die Männer sogar deutlich. Ein Drittel der Frauen erreichte dort die senile Altersphase, während nur ein Zehntel der Männer so alt wurde.

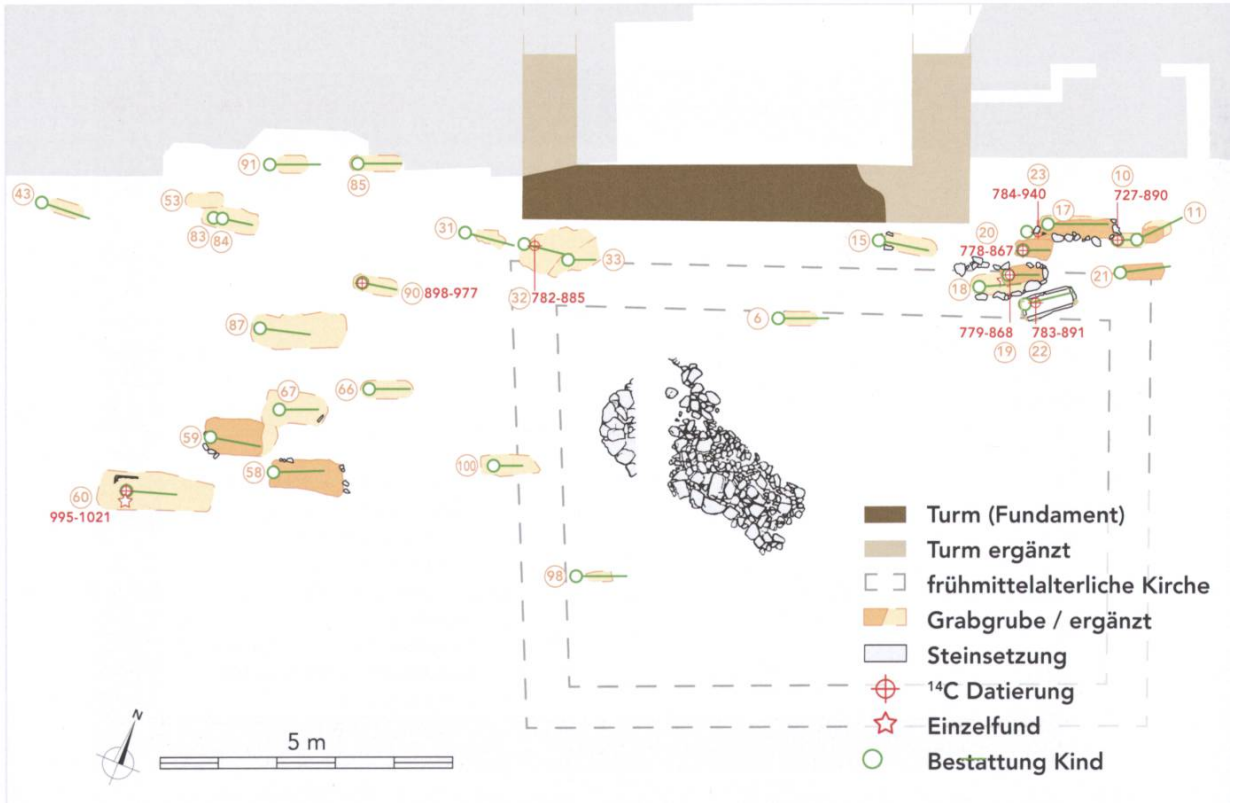
Aus beiden Teilgruppen des ‹Kilchlis› sind viele Kinderbestattungen belegt. Für das Frühmittelalter nimmt der Fundplatz eine besondere Stellung ein, denn diese Kinder sind im Gegensatz zu

denjenigen aus dem Hoch-/Spätmittelalter nicht in einer Kirche bestattet, sondern an den beiden Ecken südlich des postulierten Wohnturms. Im Hochmittelalter hingegen finden sich die meisten Säuglingsbestattungen im Kircheninnern beim Eingang und entlang der Nordmauer.

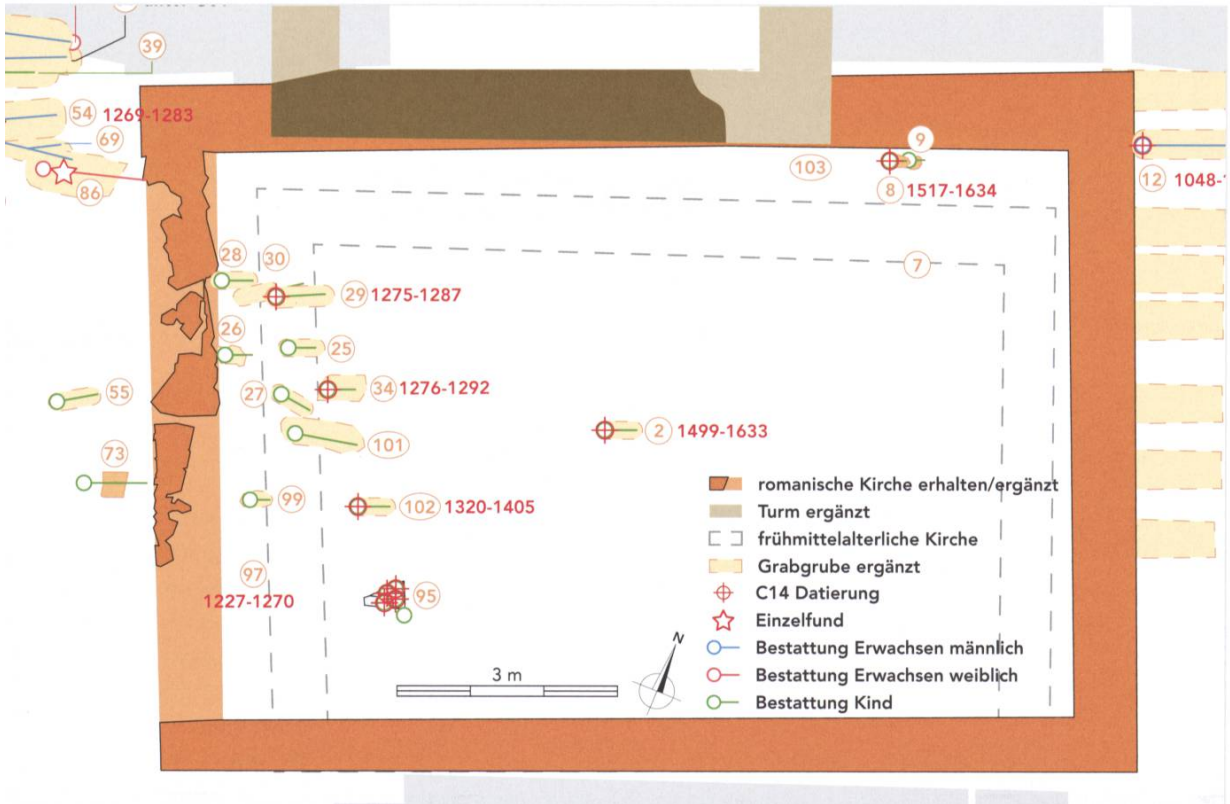
Die Geschlechtsverteilung der Bestatteten aller drei Gruppen ist auffällig zu Gunsten der Männer verschoben. In den beiden frühmittelalterlichen Gruppen ‹Bergli› und ‹Kilchli A›, aber auch in der hochmittelalterlichen Gruppe ‹Kilchli B› sind doppelt so viele Männer wie Frauen bezeugt.

Die Körpergrössen unterscheiden sich zwischen den Fundstellen, aber auch zwischen den früh- und hochmittelalterlichen Bestattungsgruppen. Im ‹Kilchli A› finden sich die höchsten Durchschnittswerte für Männer und Frauen. Mit 172,1 beziehungsweise 162,8 Zentimeter gehören sie sogar zu den grössten in der Schweiz berechneten Mittelwerten aus dieser Zeit. Im ‹Bergli› liegen die entsprechenden Masse bei 170,9 beziehungsweise 158,0 Zentimeter. Die hochmittelalterlichen Männer und Frauen der Gruppe ‹Kilchli B› unterscheiden sich mit einer durchschnittlichen Körpergrösse von 169,6 Zentimeter für die Männer und 160,9 Zentimeter für die Frauen nicht von anderen zeitgleichen Serien aus der Schweiz.

Die Verteilung der frühmittelalterlichen Kinderbestattungen mit den ^{14}C-Daten südlich des vermuteten Turms im ‹Kilchli›.



Lage der hochmittelalterlichen und vorreformatorischen Säuglingsbestattungen im ‹Kilchli› mit ^{14}C-Daten.



Die Sterbealtersverteilung der Erwachsenen wie auch die Körpergrössen deuten darauf hin, dass sich um das ‹Kilchli› im Frühmittelalter eine sozial hochstehende Bevölkerungsgruppe niedergelassen hat. Für das Hoch- und Spätmittelalter kann dort die Anwesenheit von sozial höherstehenden Frauen postuliert werden. Trotz ihrer gehobenen Stellung litt die Bevölkerung im ‹Kilchli› signifikant häufiger unter Knochenhautentzündungen an den Schienbeinen. Diese Entzündungen können durch mechanische Reizung, diverse Infektionen, Mangelernährung und Venenentzündungen oder Tumore verursacht werden. Ob hier die Nordhanglage des bewohnten Gebietes Infektionen begünstigt hat, lässt sich nur vermuten. Tatsache ist aber, dass Schnee und Kälte hier am engen Ende des Tals bis weit in den Frühling hinein bestimmend bleiben können.

In beiden frühmittelalterlichen Gruppen sind Knochenläsionen an Wirbeln, Rippen Brustbeinen und an einem Kniegelenk zu beobachten. Ursache hierfür könnte eine Tuberkuloseinfektion sein. Entsprechende Proben mehrerer Individuen wurden zur aDNA-Untersuchung eingesandt. Die Erhaltung des extrahierten Genmaterials war aber zu schlecht, um die Diagnosen zu bestätigen.

Verletzungen durch scharfe Gewalt sind im ‹Bergli› und in der Gruppe ‹Kilchli A› gleich häufig. Ver-

heilte Brüche an den Langknochen sind in beiden Serien selten. Im ‹Bergli› wurden bei mehreren Individuen Frakturen an den Händen festgestellt, während im ‹Kilchli A› Brüche der Rippen häufiger auftreten. Besonders die Männer der Serie ‹Kilchli B› scheinen öfters Unfälle und damit einhergehende Knochenfrakturen an den Extremitäten erlitten zu haben. Dies steht vielleicht mit den Bauarbeiten am Kirchengebäude in Verbindung, denn die Männer der Gruppe ‹Kilchli B› weisen im Ellbogen- und Handgelenk deutlich höhere Belastungen auf als die Männer aus dem Frühmittelalter. Auch ein Zusammenhang mit dem Schmiedehandwerk ist denkbar, finden sich im Umfeld des Ortes doch viele Eisenschlacken.

Die Ernährungsstrategien der drei untersuchten Gruppen scheinen sich nicht besonders voneinander unterschieden zu haben. Ein Vergleich der stabilen Isotopenverhältnisse von Kohlenstoff und Stickstoff zwischen menschlichen, tierischen und pflanzlichen Resten belegt eine Mischkost. Auf dem Speiseplan stand vor allem pflanzliche Nahrung mit einem Anteil an tierischem Eiweiss. Fische spielten dabei keine Rolle. Der Fleischkonsum scheint im ‹Kilchli A› am höchsten gewesen zu sein, doch die Unterschiede sind statistisch nicht signifikant. Die Männer und Frauen der Gruppe unterscheiden sich zudem leicht in ihren Stickstoff- und Kohlenstoffisotopenverhältnissen, aber

Zwei tödliche Hiebverletzungen am Schädel eines etwa 42-jährigen Mannes aus dem Friedhof ‹Bergli›.

auch in denjenigen der Schwefel- und Wasserstoffisotope. Dies kann von andersartigen Ernährungsweisen der beiden Geschlechter herrühren, aber auch ein Hinweis auf unterschiedliche Herkunft der Männer und Frauen sein. Die entsprechenden Mittelwerte aus dem ‹Bergli› wie auch der Gruppe ‹Kilchli B› sind so ähnlich, dass eine gleiche Ernährung wie auch Herkunft anzunehmen ist.

So genannte Boxerfraktur an der Mittelhand eines etwa 34-jährigen Mannes aus dem Friedhof Bergli.

Da im ‹Kilchli› erstmals eine grössere Anzahl von verstorbenen Kleinkindern und Kindern aus dem Frühmittelalter erfasst wurde, konnten diese Reste ebenfalls im Hinblick auf die Ernährungsstrategie untersucht werden. Aus den Kohlenstoff- und Stickstoffisotopenverhältnissen der Kleinstkinder lässt sich herauslesen, dass die Säuglinge mit etwa 2,5 Jahren entwöhnt wurden. Weiter wird ersichtlich, dass die abgestillten Kinder speziell ernährt wurden. Die Werte deuten auf eine vegetarische Kost, die sehr wenig tierische Eiweisse enthielt. Erst die im jugendlichen Alter verstorbenen Individuen unterscheiden sich punkto Ernährung nicht von den erwachsenen Individuen. Im Gegensatz zu den frühmittelalterlichen Säuglingen wurden die im Kircheninneren bestatteten hoch- und spätmittelalterlichen Kinder erst etwa ein Jahr später abgestillt. Die Ernährung der abgestillten

Kinder liess sich aufgrund des Fehlens dieser Altersklasse nicht untersuchen.

Eine Herkunftsbestimmung der Menschen über die Verhältnisse der Schwefel- und Wasserstoffisotope ist zurzeit erst ansatzweise möglich. Erste Untersuchungen zum Schwefel deuten darauf hin, dass die Individuen aus Reigoldswil einheimische Signaturen tragen und nur zu einem sehr geringen Teil vom Mittelland oder gar der Bodenseeregion kamen. Vergleiche mit der Oberrheinebene sind im Moment aufgrund fehlender Daten nicht möglich. Die Herkunftsanalyse über die Wasserstoffisotopenverhältnisse steckt noch in den Kinderschuhen, da bisher noch kein Umrechnungsfaktor vorliegt, der die Messwerte aus dem Knochenkollagen in Zusammenhang mit dem konsumierten Wasser stellen könnte. Dies würde es erlauben, auf die Herkunft von Einwanderern zu schliessen. Ein erster Versuch deutet auf eine lokale Signatur und für einen Teil der Verstorbenen auf einen Ursprung aus dem nördlichen Oberrheintal – auch dies eine Spur, die die Archäologie aufgrund entsprechender Funde (Keramik und importierter Arkose-Mühlstein aus dem Elsass) bereits vorgegeben hat.

Bericht: Viera Trancik Petitpierre

Schief verheilte Frakturen am linken Schien- und Wadenbein mit Verkürzung des Beins. Etwa 45-jähriger Mann aus der Gruppe ‹Kilchli B›.

Kloster Schöntal: was lange währt ...

So könnte das Kloster nach dem Bau der Kirche im späten 12. Jahrhundert ausgesehen haben (Joe Rohrer, Luzern).

Das Kloster Schöntal ist ein Ort mit reicher Vergangenheit. Um die Mitte des 12. Jahrhunderts gründeten die Grafen von Frohburg den Konvent in einem idyllischen Seitental bei Langenbruck – die erste Anlage dieser Art im Gebiet des heutigen Kantons Basel-Landschaft und Schauplatz einer langen, ereignisreichen und keineswegs nur gottesfürchtigen Geschichte. Bereits bei der Standortwahl standen wohl nicht nur die abgeschiedene Lage und gute Weideflächen im Fokus, sondern auch das Eisenerz der Umgebung, an dem die Frohburger bekanntermassen interessiert waren.

Ursprünglich als Doppelkloster für Mönche und Nonnen angelegt, folgte im 13. Jahrhundert eine Nutzung als reiner Frauenkonvent. Er spielte eine wichtige Rolle für regionale Adelsfamilien, die dort ihre Töchter unterbrachten. Die Frohburger als Schirmherren förderten die Anlage bis zu ihrem Aussterben 1367.

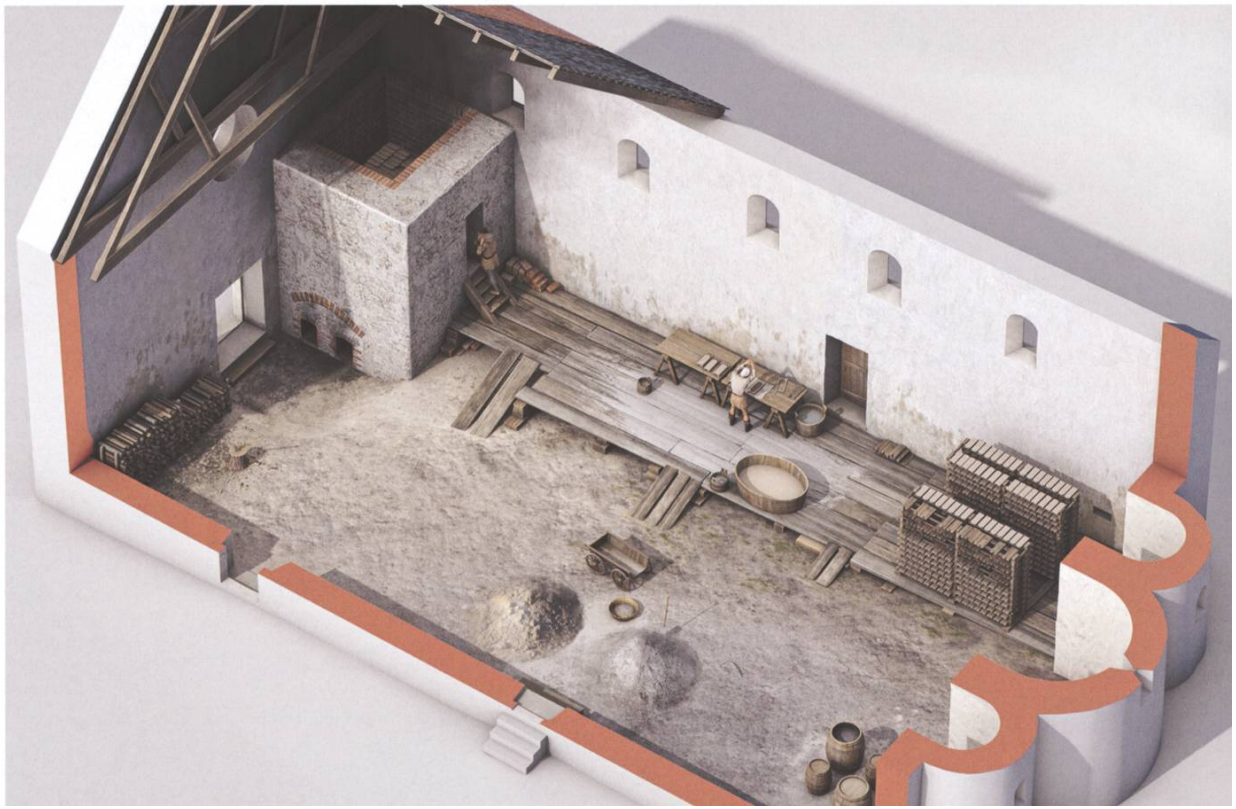
Zentraler Bau ist die 1187, also 40 Jahre nach der Gründung geweihte Klosterkirche mit ihrem bemerkenswerten, weitgehend erhaltenen Figurenschmuck. Südlich davon lagen die Konventsbauten. Der Kreuzgang und der im Osten anschliessende Bau mit Kapitelsaal, Aufenthaltsraum und darüberliegendem Schlafsaal sind heute

OBJEKT IN 3D

verschwunden. Im Erdgeschoss des aktuellen Gästetrakts im Westen hingegen stecken noch bedeutende Teile aus dem Mittelalter.

1415 mussten die verarmten Nonnen das Kloster den Serviten übertragen, die nach den Regeln des heiligen Augustinus lebten und den Ort mit Ablassbriefen finanzierten und während den Pestzeiten als Wallfahrtsstätte zu einer letzten Blüte brachten. 1525 wurde das Kloster im Bauernkrieg gestürmt, geplündert und im Zuge der Reformation 1529 schliesslich aufgehoben sowie dem Basler Bürgerspital einverleibt, das hier einen Sennbetrieb einrichtete. Die Kirche diente letzterem als Wagen- und Geräteschuppen.

Bereits der Konvent besass eine Ziegelei, die bisher nicht lokalisierbar ist. 1645–1682 war dann in der mittlerweile profanisierten Kirche selber ein grosser Brennofen in Betrieb, und auf einer Bühne östlich davon formte man Backsteine, Dachziegel und Bodenplatten. 1687 wurde im ehemaligen Gotteshaus ein Zwischenboden eingezogen, um das Obergeschoss als Kornschütte (Getreidelager) nutzen zu können. 1953 wurde der östliche Teil dieses Bodens abgetrennt und zu einer privaten Sommerwohnung umgebaut. Das Erdgeschoss blieb bis zur Renovation 1987 Remise, Magazin, Werkstatt und Holzlager.



Zeichen einer neuen Zeit: Von 1645 bis 1682 wurden in der ehemaligen Klosterkirche Ziegel gebrannt.

Vom ehemaligen Kloster sind bedeutende Reste erhalten geblieben, so die Kirche mit ihrem Figurenportal (links) und ein Christophorusbild (rechts).

Bereits im späten 17. Jahrhundert hatte man den Wirtschaftshof in das Grosse und Kleine Schöntal aufgeteilt. Zum Grossen gehörte die Kirche mit dem im Westen angrenzenden Gebäude, das Kleine bestand aus dem 1577 errichteten Südtrakt. Beide Höfe befinden sich seit der Kantonstrennung 1833 in Privatbesitz.

Bei der letzten Renovierung von 1987 kehrte ein bisschen vom Glanz früherer Tage zurück. Das Grosse Schöntal, seine zur Galerie umgebaute Kirche und die umliegende Juralandschaft mit darin eingebetteten Skulpturen zeitgenössischer Kunstschaffender entwickeln sich seither zum kulturellen Begegnungsort mit internationaler Ausstrahlung.

Die Klosteranlage war in den 1980er Jahren Ziel archäologischer Ausgrabungen. Die Auswertungsarbeiten zogen sich indes hin. Erst der Beizug von Felicia Schmaedecke, einer ausgewiesenen Kennerin der Mittelalterarchäologie und Kunstgeschichte, brachte den Stein ins Rollen. Mit Akribie und der nötigen Beharrlichkeit nahm sie sich die Dokumentation der damaligen Untersuchungen vor, überprüfte, berichtigte und forschte nach – nicht nur in öffentlichen und privaten Archiven, sondern auch vor Ort, soweit es der heute einsehbare Bestand zuliess. Ergänzt wird ihre Arbeit durch Expertisen von Rahel C. Ackermann, Cornelia Alder, Sandra Billerbeck, Sabine Gisiger, Carola Jäggi, Hans-Rudolf Meier und Philippe Rentzel zum plastischen Dekor der Kirchenfassade, zu den Wandmalereifragmenten, zum Fund- und Baumaterial und zu den Bestattungen.

Entstanden ist nichts Geringeres als eine Referenz: Wer sich zukünftig mit der Geschichte des Klosters Schöntal und seiner Nachfolgebauten auseinandersetzen möchte, wird um das neue Buch, das als Band 54 der ‹Schriften der Archäologie Baselland› erschienen ist, nicht herumkommen. Wer die Kurzform bevorzugt, sei auf den zugehörigen Flyer verwiesen, der auf der Website der Archäologie Baselland bereitsteht.

Bericht: Reto Marti

Neue Form der Andacht: Heute treten im Schöntal zeitgenössische Skulpturen in Dialog mit der Landschaft.

Eine Szene aus der langen Geschichte der Burgruine Pfeffingen: In den Kriegswirren 1444 wird ein Bauernmädchen als Geisel benutzt, um Wein zu erpressen (alle Bilder: Joe Rohrer, Luzern)

Burgruine Pfeffingen: mit Aug und Ohr in die Vergangenheit

Die Burgruine Pfeffingen erstrahlt seit Herbst 2017 nach einer umfassenden Renovation in frischem Gewand und hat sich seither zum grossen Publikumsmagneten gemausert. Im Berichtsjahr nun hat die Archäologie Baselland das umfangreiche Informationsangebot vor Ort um eine neue Attraktion erweitert: Acht Bildstelen bieten den Besucherinnen und Besuchern die Möglichkeit, mit spannenden Hörgeschichten in die Vergangenheit der historischen Stätte einzutauchen. Jede der neuen Stationen zeigt ein Bild, wie exakt dieselbe Stelle zur Zeit, in der die Geschichte spielt, ausgesehen hat. Ein QR-Code, gescannt mit dem Smartphone, führt dann zur Erzählung. Im Anschluss kann man sich mit Bildern und kurzen Texten über die Hintergründe zum Gehörten schlau machen.

Was sah ein Falkner im Jahr 1083, wenn er von den Zinnen der Burg Pfeffingen blickte? Wie erging es einem Bauernmädchen in den kriegerischen Zeiten rund um die Schlacht von Sankt Jakob an der Birs 1444? Und was geschah eigentlich mit dem ganzen Inventar, als die Burg im 18. Jahrhundert aufgegeben wurde? Um diese und weitere Fragen drehen sich die acht Hörgeschichten, die entscheidende Szenen aus der bewegten Vergangenheit des Ortes in Erinnerung rufen.

MEHR INFOS

Eine der neuen Stationen, an der das Publikum eine Hörgeschichte abrufen kann.

Zwei weitere Szenarien: der Falkner, ein Junge und die Magd Hella 1083 (links) und die Gant anlässlich der Aufgabe der Burg 1761.

Die Ruine Pfeffingen ist ein Ort mit reicher Geschichte. Als eine der grössten Burgen der Nordwestschweiz ist sie eine wichtige Landmarke des Birsecks und ein kulturgeschichtliches Denkmal von nationaler Bedeutung. Sie gehört zu den ältesten Anlagen dieser Art in der Region. Wohl um 1000 von den Grafen von Saugern gegründet, war sie vom 13. bis zum Beginn des 16. Jahrhunderts Sitz der Grafen von Tierstein. Wiederholt stand sie im Mittelpunkt kriegerischer Auseinandersetzungen. Nach 1519 gelangte sie in den Besitz des Bischofs von Basel, der sie zum Landvogteisitz

ausbaute. Das Bistum gab die weitläufige Anlage um 1750 auf und nutzte an ihrer Stelle das Blarerschloss in Aesch. Danach verkam die Burg Pfeffingen zur Ruine. Umfassende Sanierungsarbeiten ab 1931 sicherten den Erhalt der stark zerfallenen Anlage.

Aus dieser langen Geschichte hat die Historikerin und Autorin Barbara Piatti zusammen mit den Experten der Kantonsarchäologie acht Zeitpunkte ausgewählt. Die Schauspielerin Kathrin Veith und ihr Kollege Lukas Kubik haben die Stücke mit dem Team der Oslo-Studios in Basel ingespielt. Als Gastsprecherin hat Regierungsrätin Monica Gschwind einen Auftritt. Der Illustrator Joe Rohrer, Luzern, sorgte für die detailreichen, lebensnahen Rekonstruktionen.

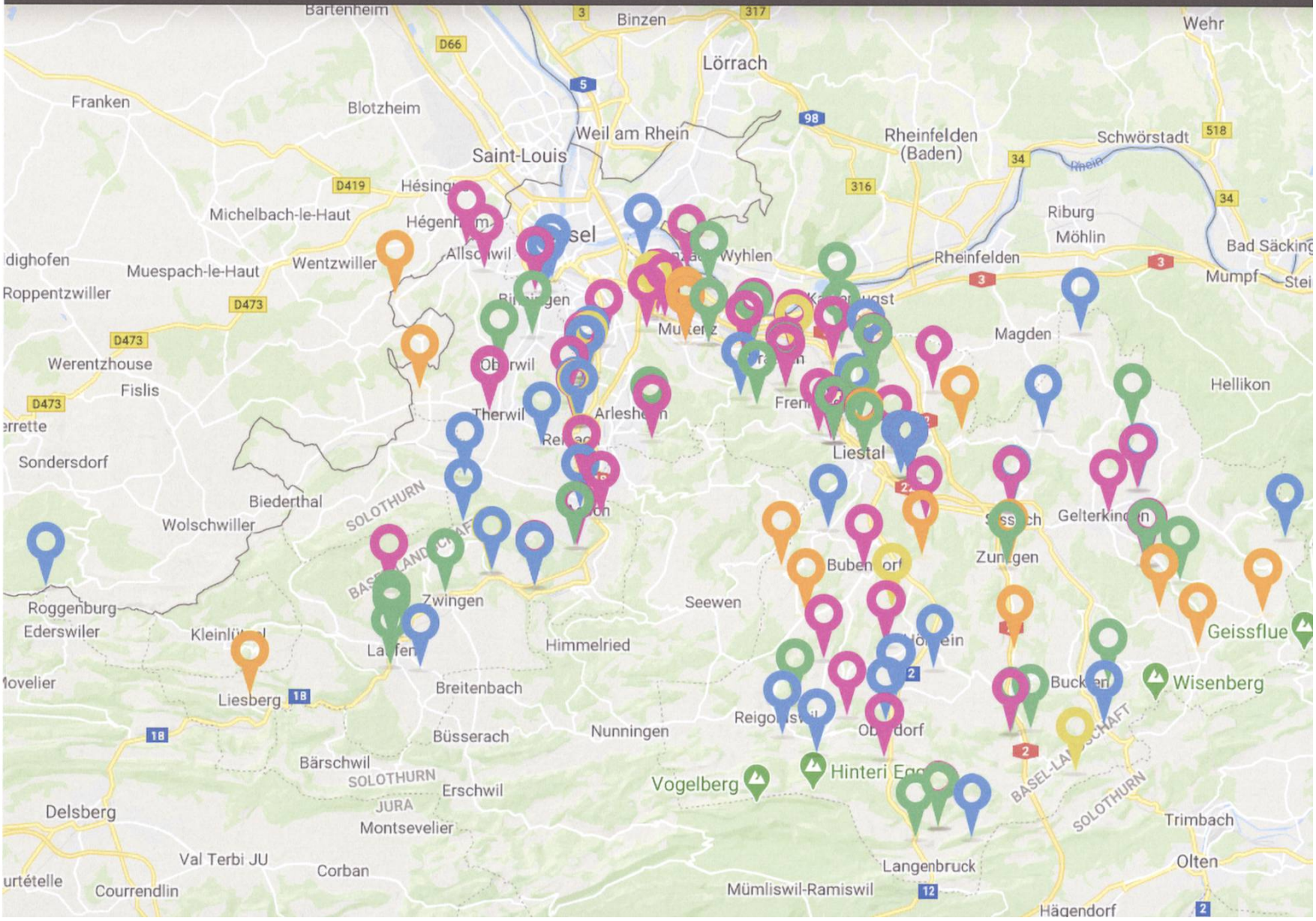
Allen Beteiligten ist es gelungen, die Vergangenheit der Burgruine zu einem fesselnden Erlebnis zu machen, das Alt und Jung begeistern wird. Und wem der Weg hoch zur Burg zu weit ist, kann sich die Geschichten auch in Ruhe zuhause anhören. Sie sind auf der Website der Archäologie Baselland frei zugänglich.

Bericht: Reto Marti

Im Einsatz für die Kulturvermittlung: Regierungsrätin Monica Gschwind und die Schauspielerin Kathrin Veith bei den Tonaufnahmen.

WÄHLEN SIE DEN GEWÜNSCHTEN BEREICH

ALLE | AUSGRABUNGEN | AUSFLUGSZIELE | FUNDE | BAUFORSCHUNG | ZEITREISE



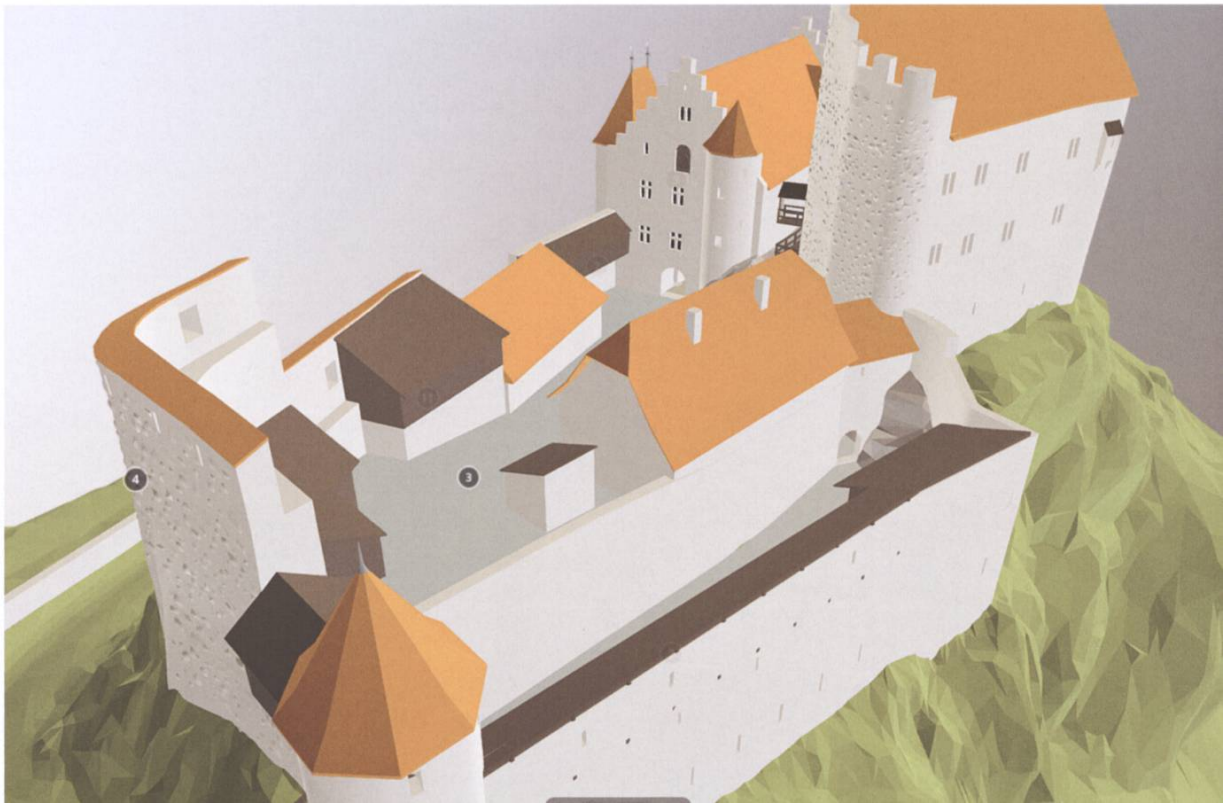
Dicht an dicht: Die Internetseite der Archäologie Baselland zeigt Funde, Fundstellen und Sehenswürdigkeiten im ganzen Kanton.

Vo Schönebuech bis Ammel – und auch im Laufental: Archäologie im Internet

Dass das Baselbiet ein reichhaltiges Kulturerbe mit vielen schweiz-, ja sogar europaweit herausragenden Funden und Fundstellen aufweist, ist mittlerweile in weiten Kreisen bekannt. Dazu beigetragen hat auch unsere 2018 rundum erneuerte Webseite, insbesondere die Rubrik ‹Entdecken›: Dort kann das Publikum auf einer Karte virtuell den Kanton durchstreifen und interessante Funde, Fundstellen, Baudenkmäler sowie archäologische Sehenswürdigkeiten aufsuchen oder sich von Hörgeschichten in die Vergangenheit entführen lassen.

Die Statistik belegt, dass dieses Angebot äusserst rege benutzt wird. Auch erhalten wir immer wieder Rückmeldungen, wie toll es ist, sich am Bildschirm beispielsweise durch das ausführliche 3D-Modell der Burg Pfeffingen zu bewegen oder die Filigranscheibenfibel von Aesch ganz nah heranzuzoomen. Es gibt aber auch Leute, die nachfragen, warum diese oder jene Fundstelle nicht aufgeführt ist, oder ob es in ihrer Gemeinde nichts Erwähnenswertes gäbe. Solche Anregungen nehmen wir gerne auf, müssen jeweils aber auch um Geduld bitten. Unsere geringen personellen Ressourcen erlauben zwar einen stetigen, aber nur schrittweisen Ausbau. Das Ziel ist jedoch schon lange formuliert: Jede der 86 Gemeinden – ‹vo Schönebuech bis Ammel›, wie es im

MEHR INFOS



Ungewohnte Einblicke dank 3D-Modell: die Burgruine Pfeffingen um 1750, von Südwesten aus gesehen.

Baselbieterlied so schön heisst, und natürlich auch diejenigen aus dem 1994 dazugestossenen Laufental – soll mit mindestens einem Eintrag auf unserer Webseite vertreten sein.

2020 führte der Lockdown im März zu einem abrupten Rückgang der Alltagsgeschäfte. Die gewonnene Zeit wurde unter anderem gewinnbringend in zusätzliche Internetartikel investiert. Der Zuwachs kann sich sehen lassen: Die Zahl der Einträge stieg von 109 auf 145. Besonders in der Unterrubrik ‹Bauforschung› kamen zahlreiche untersuchte Gebäude aus rund 600 Jahren regionaler Baukultur dazu.

Die neu dazugekommenen Einträge auf unserer Webseite decken die ganze Bandbreite ab: vom Pfarrhaus von Schönenbuch…

Parallel zu diesem Ausbau lancierte die Abteilung Kommunikation der Bildungs-, Kultur- und Sportdirektion eine Serie auf dem kantonalen Facebook-Account. Die Abteilungsleiterin Fabienne Romanens postete in loser Reihenfolge kurze Beiträge mit Links auf unsere Webseite. Auch dieser Effort stiess auf grosses Interesse: Die Aufrufe der jeweiligen Artikelseiten stiegen jeweils sprunghaft an. Mehr als einmal regten die Posts zudem regionale wie auch nationale Zeitungen – zum Beispiel die ‹20 Minuten› – zu einem grösseren oder kleineren gedruckten Beitrag an, was sich wiederum auf die Online-Besucherzahlen auswirkte.

Vor diesem Hintergrund ist die Zunahme der Nutzerinnen und Nutzer unserer Webseite von rund 8000 (2019) auf rund 14000 (2020) zwar nicht mehr so erstaunlich, aber dennoch sehr erfreulich. Wir freuen uns, wenn auch Sie künftig immer mal wieder bei uns vorbeischauen und ‹Neues› zu alten Hinterlassenschaften entdecken.

Bericht: Andreas Fischer

Mehr als einmal regten die Facebook-Posts Zeitungen zu längeren oder kürzen Artikeln an.

‹
… bis zur Fossilienfundstelle in ‹Ammel›, Ächtelmatt – nicht nur geografisch, sondern auch zeitlich.

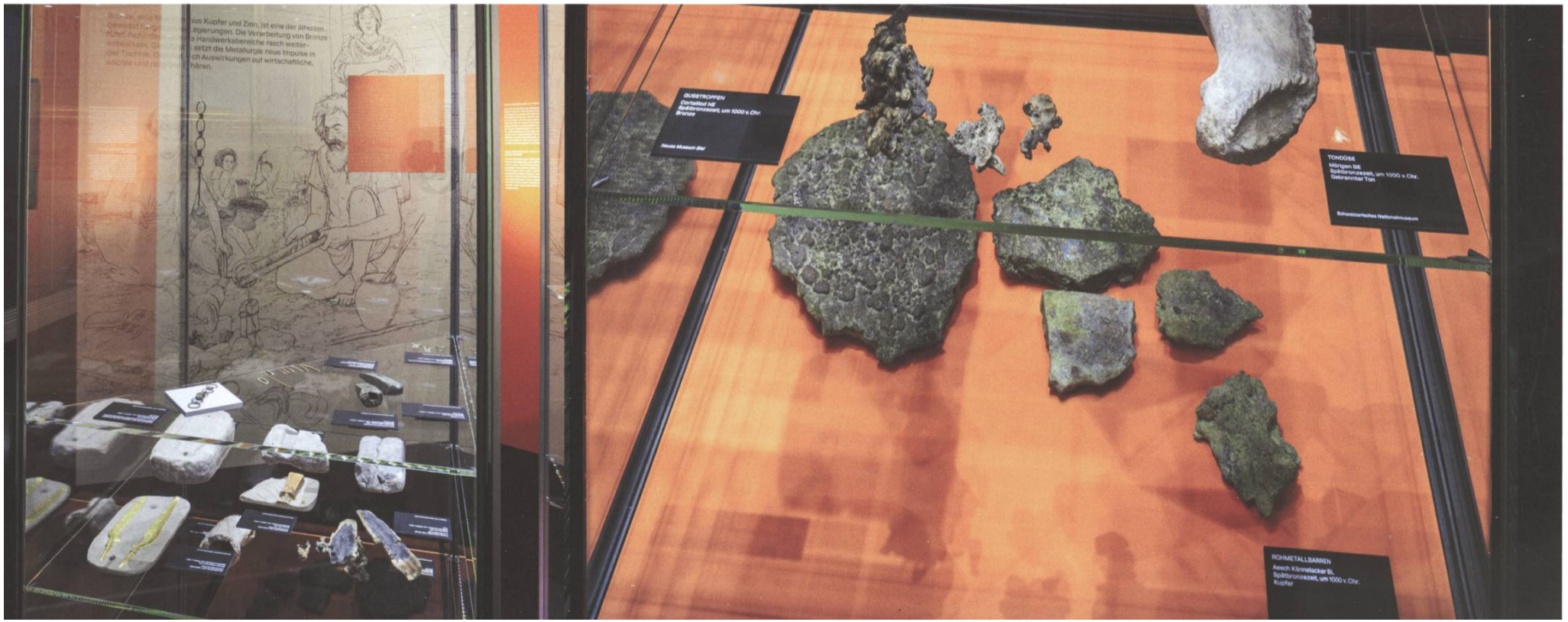
Leihgaben

In der Ausstellung ‹Bildergeschichten› in Zug waren auch die Bronzegusskuchen von Aesch zu sehen.

- Museum für Urgeschichte(n), Zug, Sonderausstellung ‹Bildergeschichten›: Bronzegusskuchenfragmente aus dem Depot von Aesch, Kännelacker.

- Museum für Archäologie, Frauenfeld, Wanderausstellung ‹Mondhörner - rätselhafte Kultobjekte der Bronzezeit›: Mondhorn von Reinach, Rainenweg.

- Diverse Ausleihen von Objekten der archäologischen Sammlung zur Restaurierung im Homeoffice respektive an private Firmen.



Publikationen

- Reto Marti, Wasser im Überfluss – ein römischer Stausee im Ergolztal? Archäologie Schweiz 43, 2020, Heft 3, 16–23.

- Urs Pfirter/Peter Jordan/Hans Rudolf Graf et al. (mit einem Beitrag von Simone Kiefer), Geologischer Atlas der Schweiz 1:25000, Blatt 161, Sissach-Rheinfelden (Wabern 2019).

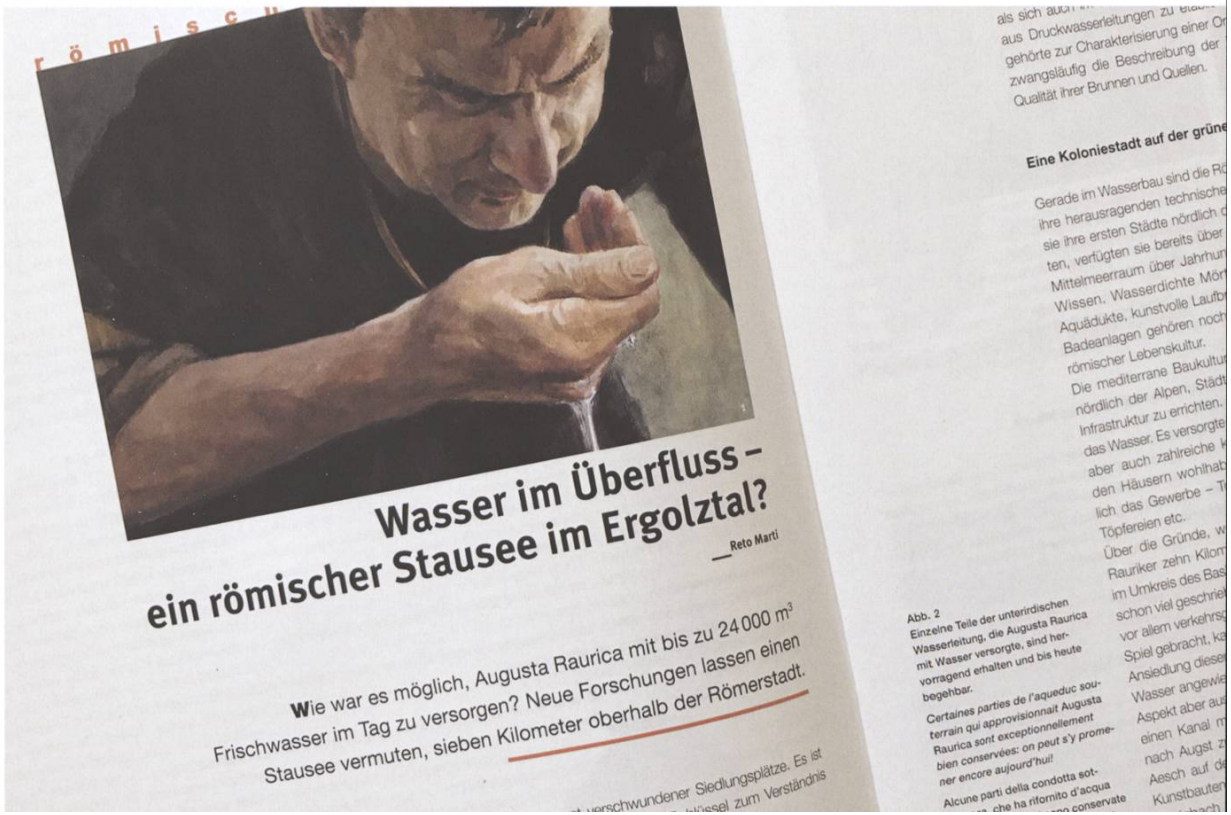
- Felicia Schmaedecke, Das Kloster Schöntal bei Langenbruck: die Bau- und Nutzungsgeschichte vom 12. Jahrhundert bis heute. Schriften der Archäologie Baselland 54 (Basel 2020).

- Felicia Schmaedecke, Das Kloster Schöntal bei Langenbruck: Katalog der Befunde, der Mörtel und Verputze sowie der Gräber. Schriften der Archäologie Baselland 54b (Basel 2020).

- Viera Trancik Petitpierre, Reigoldswil (BL), Ernährung, Herkunft und Gesundheitszustand zweier frühmittelalterlichen Bevölkerungsgruppen aus Reigoldswil (BL) (Dissertation Uni Bern 2020).

- Debora C. Tretola Martinez, Vom spätkeltischen Gehöft zur römischen Villa. Die ländliche Besiedlung im südlichen Oberrheingebiet um die Zeitenwende (1. Jh. v. Chr. – 1. Jh. n. Chr.) am Beispiel von Reinach BL (Dissertation Uni Bern 2020).

Die 2018 entdeckten Hinweise auf einen römischen Stausee bei Lausen stossen auch auf nationaler Ebene auf Interesse.



römisch

Wasser im Überfluss – ein römischer Stausee im Ergolztal?

Reto Marti

Wie war es möglich, Augusta Raurica mit bis zu 24000 m³ Frischwasser im Tag zu versorgen? Neue Forschungen lassen einen Stausee vermuten, sieben Kilometer oberhalb der Römerstadt.

Abb. 2
Einzelne Teile der unterirdischen Wasserleitung, die Augusta Raurica mit Wasser versorgte, sind hervorragend erhalten und bis heute begehbar.
Certaines parties de l'aqueduc souterrain qui approvisionnait Augusta Raurica sont exceptionnellement bien conservées: on peut s'y promener encore aujourd'hui!
Alcune parti della condotta sotterranea che ha rifornito d'acqua [illegible] conservate